Aus der

…ts- und Lebensweisheit

des

Baco von Verulam.

Aus dessen Schrift „Fideles sermones etc."

übersetzt und zusammengestellt

von

Heinrich Bone.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Aus der

Staats- und Lebensweisheit

des

Baco von Verulam.

Aus dessen Schrift „Fideles sermones etc.“

übersetzt und zusammengestellt

von

Heinrich Bone.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei von Lauber & Mehlhase in Freiburg i. B.

Inhalt.

Vorwort.

Vorliegendes Büchlein ist entnommen aus Franz Bacons Schrift „Sermones fideles ethici, politici oeconomici.“ Von den 58 Nummern, welche dieselbe enthält, erscheinen hier nur 30, und zwar in einer solchen Auswahl und Zusammenstellung, wie wir es für geeignet hielten, um ein kleines geordnetes Ganze zu gestalten, während im Original die Stücke ziemlich bunt aneinander gereiht sind. Nicht also Uebersetzung als solche bildet den Standpunkt für unser Büchlein, sondern sein eigentlicher Gehalt soll hier in einer gewissermaßen selbstständigen Form belehrend und anregend hervortreten. Daher haben wir, bei aller Treue der Uebersetzung, dennoch hin und wieder kleinere Auslassungen oder Modificationen (z. B. in confessionellen Schärfen und bei speciellen damaligen Zeitverhältnissen) für nöthig erachtet, müssen aber auch jetzt noch ausdrücklich hervorheben, daß wir nicht unbedingt jedem Satze beipflichten, sondern

immerhin noch für Manches den besondern Standpunkt Bacons in Erwägung zu geben haben. Bacon selbst legte auf diese seine Schrift ganz besondern Werth. Er hatte sie Anfangs in englischer Sprache verfaßt, dann aber gegen Ende seines Lebens, wie er in den Zueignungsworten an den Herzog Georg v. Buckingham sagt, bedeutend vermehrt und zugleich in's Lateinische übertragen, als in diejenige allgemeine Weltsprache, in welcher er für seine Schrift eine so lange Fortdauer hoffen könne, als es überhaupt noch Bücher und Literatur geben werde; die Zueignung an Buckingham motivirt er sodann mit den Worten, daß er hiemit die besten Früchte biete, die seine Feder unter dem Beistande der göttlichen Gnade hervorgebracht habe. Gewiß sind es edle Früchte, die hier Bacon niedergelegt hat, gereift am Baume der Erfahrung und des innern Erlebnisses, und fast unnatürlich müssen dagegen die schweren Schatten erscheinen, die auf seinem Leben lasten, die Schatten des unbegrenzten Ehrgeizes, der Bestechlichkeit, der Verschwendung, der niedrigen Kriecherei, kurz so manches Gegentheilige von dem, was in dieser seiner Schrift so kraftvoll und innerlich als höchste Lebensmaxime ausgesprochen wird. Da möchte man wohl zweiflen, ob nicht jene Anklagen vielfach in den damaligen intriguanten Zeitverhältnissen ihre

Wurzel haben, und dem eigentlichen Charakter Bacon's und seiner innerlichen Gesinnung weniger zur Last fallen.

Geboren wurde Franz Bacon zu London 1560, war Sohn des Großsiegelbewahrers Nicolaus Bacon, bezog schon in seinem 13. Lebensjahre die Universität zu Cambridge, war dann drei Jahre bei der englischen Gesandtschaft in Paris, wurde 1588 Rath der Königin Elisabeth, ließ sich in's Parlament wählen, verfiel in Schulden, stieg nach Elisabeth's Tode unter König Jacob rasch empor, wurde 1617 Großsiegelbewahrer; dann Großkanzler und Baron v. Verulam; 1621 wegen Bestechlichkeit vom Parlamente angeklagt, wurde er aller seiner Würden entsetzt, in's Gefängniß gebracht, sehr bald wieder entlassen und starb in Armuth 1626. Seine wissenschaftlichen Werke halten sich vorzugsweise an Philosophie und Naturwissenschaft, verbreiten sich aber auch über Jurisprudenz, Politik, Geschichte, Medicin, Oeconomie, Moral und Religion. Sein Ruhm ward schnell ein europäischer. Insofern er nun aber vorzugsweise als erster Mitbegründer der gesammten neuern Philosophie gilt, indem er der abstracten aristotelisch-scholastischen Begriffslehre die Induction der Empirie gegenüberstellte und dadurch eine völlige Umgestaltung der Wissenschaft ermitteln wollte, so dürften die tieferen ethischen und religiösen Princi-

pien, wie sie in unserm Büchlein zu Tage treten, wohl ungeheuer weit entfernt sein von dem, was diese sogenannte neuere Philosophie zu Tage gefördert hat und noch zu Tage fördert, von all' den Auswüchsen des rohen Empirismus und Skepticismus, des Rationalismus und Pantheismus, des Naturalismus und Materialismus. Und dieses fühlbar zu machen, ist gleichfalls ein Zweck unseres Büchleins.

Wiesbaden, am 18. August 1877.

H. Bone.

I.

Von der Wahrheit.

„Was ist Wahrheit?" sprach der Spötter Pilatus, ohne auch nur gewillt zu sein, eine Antwort darauf zu erwarten. Es gibt nämlich Menschen, die ihre wahre Lust an Gedankenschwindel haben, und es für Sklaverei halten, sich durch einen festen Glauben oder durch unabänderliche Grundwahrheiten beschränken zu lassen. Wie im Handeln, so wollen sie auch im Denken die völlige Freiheit und Willkür besitzen.

Allerdings ist es schwierig und kostet Mühe und Anstrengung, die Wahrheit zu finden; und hat man sie gefunden, so legt sie dem Denken eine gewisse Gefangenschaft und Gebundenheit auf. Aber Beides reicht nicht aus, um die große Gunst zu begreifen, in welcher so vielfach die Unwahrheit und Lüge steht. Es liegt vielmehr ein gewisser natürlicher, wenn auch aus verderbter Natur hervorgegangener, Hang zur Unwahrheit zu Grunde. Freilich ist es eine ganz wunderliche Erscheinung, die Unwahrheit gleichsam um ihrer selbst willen zu lieben, auch da, wo sie nicht, wie die

Fabeln der Dichter, zum Vergnügen dient, noch zur Erlangung von Vortheilen, wie so manche Lügen der Kaufleute. Aber — ich weiß nicht wie — es geht nun einmal mit der reinen Wahrheit, wie mit dem hellen, offenen Tageslichte, welches die maskirten Gestalten und bunten Schaugepränge des Theaters nie so glänzend und zierlich vorzeigen kann, als es nächtliche Fackeln und Lampen zuwegebringen. Allenfalls kann es die Wahrheit zur Geltung einer großen ausgezeichneten Perle bringen, die gerade bei Tage ihre Kostbarkeit erkennen läßt, aber nicht zur Werthschätzung eines Diamants oder Karfunkels, deren Glanz so schön in manchfachem Lichte sich spiegelt. Beimischung von Unwahrem steigert immer das Vergnügen. Wenn alle die leeren Meinungen, schmeichelnden Hoffnungen, falschen Werthschätzungen der Dinge, beliebten Einbildungen, und so vieles andere dergleichen aus den Herzen der Menschen weggenommen würde, wer könnte wohl zweifeln, daß dann bei Vielen nur ein verzagtes und welkes Gemüth übrig bleiben würde, voll von schwarzer Galle und Schlaffheit, mit sich selbst unzufrieden und zerfallen? Einer aus den Altvätern nennt mit scharfer Bezeichnung die Poesie sogar einen Teufelswein, weil sie die Phantasie mit eitlen Gebilden anfülle, obgleich die Poesie doch nur ein Schatten der Lüge ist. Wie es sich aber auch immer mit dem ver-

derbten Sinn der Menschen verhalten mag, so lehrt doch die Wahrheit, die allein über sich selbst Zeugniß geben kann, daß die Erforschung der Wahrheit, wodurch gleichsam um sie geworben wird, und die Erkenntniß der Wahrheit, wodurch sie wie eine Braut vorgeführt wird, und die Aufnahme der Wahrheit mit innerer Zustimmung, wodurch die Vermählung vollzogen wird, das höchste Gut menschlicher Natur sei.

Das Erste, was Gott unter seinen Werken der sechs Tage schuf, war das Licht der Sinnenwahrnehmung, und das Letzte war das Licht der Vernunft. Ja, selbst sein Sabbatswerk, das er immerfort ausübt, ist die Erleuchtung seines Geistes. Anfangs blies er Licht in's Antlitz der Materie oder des ungeordneten Chaos, nachmals in's Antlitz des Menschen; und noch immer und ewig bläst er Licht in's Antlitz seiner Auserwählten. Sehr schön hat der Dichter Lukrez, der doch zu der niedrigen Secte der Epikureischen Schule gehörte, sich über die Wahrheit ausgedrückt; er sagt: „Eine Lust ist es für den, der am Ufer steht, Schiffe zu sehen, wie sie von den Wogen gepeitscht und umhergetrieben werden; eine Lust auch, hoch im Fenster einer Burg zu stehen und hinabzuschauen auf das Toben einer Schlacht und ihre wechselnden Erfolge; aber keine Lust kann dieser einzigen verglichen werden, zu stehen

auf dem hocherhabenen Hügel der Wahrheit (ein uneinnehmbarer Hügel, wo immer klare und heitere Luft ist), und niederzuschauen auf die Irrthümer der umhertappenden Menschen, auf die Finsternisse und Stürme im tiefgelegenen Thale.“ Ja freilich eine Lust! nur muß dieser Hinblick auch mit einem herzlichen Mitleid verbunden sein, nicht aber mit Aufgeblasenheit und Stolz. Gerade das heißt den Himmel auf Erden genießen, wenn das menschliche Herz in Liebe bewegt wird, in der Vorsehung ruhet und um die Pole der Wahrheit seinen Flug nimmt.

Um nun aber von der theologischen und philosophischen Wahrheit zu der Wahrheit oder vielmehr Wahrhaftigkeit in dem bürgerlichen Staatsleben überzugehen, so werden selbst diejenigen, welche sich derselben nicht befleißigen, zugeben müssen, daß ein offenes, durch nichts gefärbtes Verhalten in allem Geschäftsverkehre die vorzüglichste Zierde der menschlichen Natur sei, daß dagegen eine Beimischung von Falschem zu vergleichen ist mit einem Blei-Zusatz, wodurch das edle Metall zwar geschmeidiger zur Bearbeitung, aber auch werthloser wird. Die gekrümmten und gewundenen Bewegungen stehen den Schlangen zu, die auf ihrem Bauche kriechen und nicht auf Füßen einhergehen. Es gibt keinen Fehler, der den Menschen so mit Beschämung überschüttet, als wenn er falsch und treulos be-

funden wird. Eine sehr treffende Bezeichnung gibt Montagne*), indem er nach dem tieferliegenden Grunde forscht, warum doch das Wort Lüge für eine so große Schande und Schmach gehalten werde; er sagt: „Wenn man die Sache recht erwägt, so sagt derjenige, welcher einen Menschen Lügner heißt, ebenso viel, als er sei frech vermessen gegen Gott, und furchtsam feige vor den Menschen. Denn der Lügenhafte treibt Spott mit Gott, und krümmt sich vor Menschen." — Wahrlich, was für ein Gräuel die Falschheit und Treulosigkeit sei, kann auf keine Weise besser bezeichnet werden, als daß durch sie, wie durch ein letztes Aufschreien, die Strafgerichte Gottes auf das menschliche Geschlecht herabgerufen werden sollen. Denn es steht geschrieben, daß Christus bei seiner zweiten Herabkunft keinen Glauben, keine Treue mehr auf Erden finden werde.

*) Mich. de Montagne, Philosoph, geb. 1533 zu Montaigne in Frankreich, gest. 1592.

II.

Von der Einigkeit der Kirche.

Die Religion ist das vorzüglichste Band der menschlichen Gesellschaft. Darum gebührt es sich aber auch, daß sie in sich selbst mit den Banden der wahren Einigkeit und Liebe durchschlungen sei. Zwistigkeiten in der Religion sind ein Uebel, welches den Heiden unbekannt war. Freilich ist das nicht zum Verwundern; denn bei den Heiden bestand die Religion mehr in äußerem Cultus, in religiösen Gebräuchen, Opfern und Festen, als in einem bestimmten Bekenntnisse und festen Glauben. Läßt sich ja leicht denken, wie es mit ihrem eigentlichen Glauben stand, da ihre Kirchenlehrer und Kirchenväter, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, hauptsächlich die Dichter waren. Unter den Attributen aber, die dem wahren Gott beigelegt werden, heißt es, daß er „ein eifersüchtiger Gott" sei; und darum erträgt seine Verehrung keine Beimischung und keine fremde Gemeinschaft. Daher wollen wir hier einiges Wenige über die Einigkeit der Kirche sagen, und zwar zuerst über die Früchte und Vortheile derselben, sodann über ihre Grenzen, und endlich drittens über die Art und Weise, wie sie gegründet und erhalten werde.

Was **zuerst** die Früchte der Einigkeit betrifft, so steht natürlich obenan das höchste Wohlgefallen Gottes, das allem Andern vorzuziehen ist. Davon aber abgesehen, gibt es zunächst zweierlei Früchte; die einen beziehen sich auf diejenigen, welche außerhalb der Kirche stehen; die andern auf diejenigen, welche sich innerhalb derselben befinden.

Was die erste Art betrifft, so ist gewiß, daß Häresicen und Spaltungen in der Kirche die allergrößten Aergernisse sind, mehr noch als Verderbnisse der Sitten. Denn wie bei einem natürlichen Leibe gefährliche Verwundungen, Schnitte und Risse in den organischen Zusammenhang, insgemein schlimmer sind, als etwaige faule Säfte, so hat es eine ähnliche Bewandtniß mit dem geistigen Leibe. Daher gibt es auch nichts, was die Menschen so sehr vom Eintritt in die Kirche abstößt und die bereits Aufgenommenen wieder hinausdrängt, als die Verletzung der Einigkeit. Treten daher Zeiten ein, wo der Spruch des Evangeliums über die falschen Christusse in Schwung kömmt, daß Einige sagen: „Sehet, er ist in der Wüste", Andere: „Sehet, er ist in den Kammern", d. h. wo die Einen ihren Christus in Versammlungen von abtrünnigen Ketzern, Andere in der bloß äußerlichen Form der Kirche suchen, da thut es wahrlich Noth, daß gleichsam ununterbrochen jene Stimme des Herrn an die Ohren

der Menschen schlage: „So gehet nicht hinaus!" Jener Apostel der Heiden, dessen besondere Berufung und Sendung ihm ausdrücklich die Sorge für diejenigen, welche außerhalb der Kirche standen, auferlegte, sagt: „Wenn in eure Versammlungen irgend ein Ungläubiger oder Fremdling einträte und euch in einem Gemisch von verschiedenen Sprachen reden hörte, würde er nicht sagen, ihr seiet wahnsinnig?" Nicht viel besser steht es, wenn Freigeister und Weltkinder so große Streitigkeiten und Meinungszwiste in Glaubenssachen ansehen. Das kann sie ja nur von der Kirche abwenden und ihnen dort einen Platz geben, wo die Spötter sitzen.

Was dann zweitens die Früchte der Einigkeit für diejenigen betrifft, welche sich innerhalb der Kirche befinden, so läßt sich deren überreiches Maß in einem einzigen Worte zusammenfassen: es ist der Friede, der da unzählige Segnungen mit sich führt. Er festiget den Glauben und entzündet die Liebe. Ja, der äußere Friede der Kirche läßt allmählich auch den innern Gewissensfrieden in die Herzen triefen, und leitet die Beschäftigung derer, welche sich mit dem Verfassen oder Lesen von Streitschriften abgeben, zu Werken der Andacht und der Bußfertigkeit über.

Was nun den **zweiten** Hauptpunkt unserer Erörterung, die Grenzen und Marksteine der Einigkeit,

angeht, so ist deren wahre und rechtmäßige Feststellung ohne Zweifel für alles Religiöse von der größten Wichtigkeit. Es erweisen sich aber bei dieser Feststellung hauptsächlich zweierlei Ausschreitungen. Gewissen Leuten nämlich ist in ihrem übertriebenen Eifer jede Erwähnung von Friedensstiftung gänzlich zuwider, gleich als wenn es bei der ganzen Sache nicht auf den Frieden ankäme, sondern nur auf Secten und Parteien. Da geht es, wie es in der Schrift heißt: „Ist Frieden, Jehu?" und darauf die Antwort: „Was hast du mit dem Frieden zu schaffen? Schließ du dich mir an!" Andere dagegen, gewissermaßen eine Art von Laodiceern, die in Glaubenssachen lau waren, meinen, sie könnten durch gewisse Mittelwege, gegenseitige Meinungstheilnahme und klug gefaßte Ausgleichungen die Hauptlehren der Religion in einen bequemen Knoten zusammenfassen, gleich als wenn sie die Schiedsrichter abgeben wollten zwischen Gott und den Menschen. Beide Arten der Ausschreitung sind zu vermeiden, und das wird geschehen, wenn der von unserm Heiland selbst den Christen vorgezeichnete Bund in jenen zwei Sätzen, die beim ersten Anblick einander entgegengesetzt scheinen, eine klare und deutliche Auslegung findet; nämlich: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns", und: „Wer nicht gegen uns ist, ist mit uns", d. h. wenn die wesentlichen und Fundamental-

Glaubenssätze recht- und ordnungsmäßig gesondert und unterschieden werden von denjenigen, welche nicht aus dem Glauben sind, sondern aus glaubhafter Meinung und frommer Absicht, um der Ordnung und guten Kirchenzucht willen, aufgenommen worden. Das mag nun freilich den Meisten wohl als längst Dagewesenes vorkommen, wobei man Verhandeltes nochmals verhandeln wolle. Allein es sollte nur mit weniger Parteileidenschaft geschehen, so würde sich auch schon mehr Uebereinstimmung finden. Ich möchte daher, soweit meine geringe Einsicht reicht, einige Rathschläge dafür aussprechen.

Es sind zwei Arten von Controversen, worauf man zu achten hat, daß sie nicht die Kirche Gottes zerreißen. Die erste Art ist diejenige, wobei der Gegenstand des Streites ein unwesentlicher und unbedeutender ist, und den heftigen Streit nicht verdient, der darüber erregt wird und sich im Grunde nur durch den Geist des Widerspruchs entflammt. Sehr treffend und schön hat einer von den Vätern die Bemerkung gemacht: „Der Rock Christi war ohne Naht, das Gewand der Kirche aber ist vielfarbig", und daran knüpft er dann den Grundsatz: „Im Gewande sei Manchfaltigkeit, aber kein Riß!" Es ist nämlich ein großer Unterschied zwischen Einheit und Einförmigkeit.

Die **zweite** Art von Controversen ist diejenige, wobei der Gegenstand zwar von Bedeutung ist, aber in allzu große Feinheit und Dunkelheit gezogen wird, so daß es sich mehr um Spitzfindigkeit, als um eine gründliche Sache handelt. Geschieht es ja oft im gewöhnlichen Leben, daß ein gebildeter und verständiger Mann irgend unerfahrene Leute über eine Sache sich zanken hört und alsbald klar erkennt und darlegt, daß sie in der Sache selbst eigentlich gleiche Meinung haben und im Wesen ganz übereinstimmen, während sie selbst wohl nie an ein Ende ihres Disputs gekommen sein würden. Und wenn Solches nun schon bei der geringen Verschiedenheit der menschlichen Einsicht und Beurtheilung vorkommen kann, soll man da nicht glauben, daß Gott im Himmel, der alle Herzen erforscht, sehr wohl durchschaue, wie wir schwache Menschenkinder bei manchen Dingen, worüber wir Streit erregen, in Wahrheit gleichen Sinnes sind, und daß er nach seiner Güte an beiden Theilen sein Wohlgefallen habe. Wesen und Charakter solcher Streitigkeiten hat auf's Beste der heilige Apostel Paulus bezeichnet in jener darauf bezüglichen Mahnung und Vorschrift an Timotheus: „Meide die unheiligen Wortneuerungen und die Streitreden der fälschlich so genannten Wissenschaft." Es schaffen sich die Menschen Gegensätze, die in Wahrheit keine sind, und formen

und schmieden sie in neue Wortnamen, welche dann so fest und unabänderlich sind, daß da, wo der Sinn das Wort beherrschen sollte, umgekehrt das Wort dem Sinne gebietet.

Wie bei den Controversen, so gibt es auch hinsichtlich der Einigkeit zwei verschiedene Arten, die nicht als echt gelten können. Die erste ist diejenige, wobei der Friede lediglich auf verworrene Unwissenheit gestützt ist. Denn im Dunklen vertragen sich alle Farben mit einander. Die zweite Art ist diejenige, wobei geradezu solche Gegensätze zusammengeheftet und geflickt sind, die sich schnurstracks widersprechen, nämlich in wesentlichen Fundamentalpunkten. Wahres und Falsches vermengt, ist zu vergleichen dem Eisen und Thon in den Fußzehen jenes Bildes, welches im Traume Nebukadnezar sah; die beiden können nicht an einander haften und zu Einem Körper vereinigt werden.

Was nun endlich **drittens** die Art und Weise angeht, wie die Einigkeit erreicht wird, so hat man sich über Alles zu hüten, daß man nicht, indem man die Einigkeit der Religion vertreten und befestigen will, die Gesetze der christlichen Liebe und der menschlichen Gesellschaft auflöse und niedertrete. Unter Christen sind nur zwei Schwerter in Geltung, das geistliche nämlich und das weltliche. Beide haben ihre

Stelle und walten ihres Amtes in Bewahrung und Beschirmung der christlichen Religion. Nimmer aber darf nach einem dritten Schwerte gegriffen werden, nach dem des Muhammeds oder einem ähnlichen, d. h. man soll die Religion nicht durch Kriegsgewalt ausbreiten wollen, nicht mit blutigen Verfolgungen den Gewissen Zwang anthun, es sei denn, daß die Anwendung der Gewalt eine Nothwendigkeit würde durch ein augenscheinliches öffentliches Aergerniß, durch frevelvolle Gotteslästerung oder durch verrätherische Anschläge gegen das bürgerliche Gemeinwohl. Am ärgsten aber wird es sein, wenn zur Erregung von Aufstand, zum Ausbruch von Verschwörungen und zu offenen Empörungen das Schwert der Gewaltsamkeit in die Hände des Volkes überliefert wird. Alles dergleichen zielt auf Lähmung und Zertretung der obrigkeitlichen Auctorität, während doch alle gesetzliche Gewalt von Gott verordnet ist. Es ist nichts Anderes, als die eine der zwei Gesetztafeln an der andern zerschmettern und die Menschen bis zu solchem Grade als Christen betrachten wollen, daß man dabei vergißt, daß sie Menschen sind. Indem der Dichter Lucretius sich vormalt, wie Agamemnon seine eigene Tochter opfert, ruft er aus: „Hat solchen Gräuel die Religion erheischen können?“ Was würde er erst gesagt haben, wenn ihm alle die Gräuelthaten bekannt geworden

wären, die innerhalb der christlichen Zeit um der Religion willen verübt worden? Er wäre wohl sicher noch siebenmal mehr Epikuräer und Atheist geworden, als er wirklich gewesen. Nein, wie das rechtmäßige weltliche Schwert in Sachen der Religion niemals blindlings, sondern nur mit großer Ueberlegung und Besonnenheit gezogen werden darf, so ist es völlig einem Ungeheuer zu vergleichen, wenn es in die Hände des Volkes überliefert wird. Das hat man an den Wiedertäufern und ihres Gleichen gesehen. Gewiß war es eine arge Gotteslästerung, als der Teufel sagte: „Ich will hinaufsteigen und dem Allerhöchsten gleich sein“; aber es dürfte wohl eine noch größere Gotteslästerung sein, wenn man Gott wollte sagen lassen: „Ich will hinabsteigen und dem Fürsten der Finsterniß gleich sein.“ Wie ist aber von diesem unterschieden, wenn die Sache der Religion hinabsteigt und sich hinstürzt in grausame und fluchwürdige Verbrechen, Fürsten zu morden, gegen das Leben der Völker zu wüthen und rechtmäßige Herrschaften von Grund aus zu vernichten? Das hat ja das Ansehen, als wenn einer den heiligen Geist nicht in der Gestalt einer Taube, sondern eines Geiers oder Raben herabsteigen ließe. Wahrlich es wäre zu wünschen, daß in allen Verhandlungen über Religionssachen den Leuten vor Augen gestellt würde jene Mahnung des Apostels: „Des

Menschen Zorn erfüllt nicht Gottes Gerechtigkeit." Und, um die Wahrheit zu sagen: Gar trefflich und weise hat einer aus den Vätern, ein Mann von tiefer Einsicht, beobachtet und eben so frei und offen ausgesprochen und veröffentlicht, daß Diejenigen, welche dazu rathen, die Gewissen zu drücken und ihnen Gewalt anzuthun, unter diese Maßregel im Grunde nur ihre eigenen Leidenschaften verweben und ihr eigenes Interesse dabei suchen.

III.

Vom Atheismus oder der Gottesläugnung.

Es ist nicht so unerträglich, wenn jemand den abenteuerlichsten Vorstellungen und Fabeln über Gott Glauben beimißt, als wenn man glauben wollte, es liege der bestehenden Einrichtung des ganzen Weltalls kein ordnender Geist zu Grunde. Eben darum hat Gott nirgends ein Wunderzeichen zu dem Zwecke gethan, um den Atheismus oder die eigentliche Gottesläugnung zu überführen, weil seine tagtäglich offenliegenden Werke schon völlig dafür ausreichen. Dagegen ist es eben so wahr, daß Menschen auf einer gewissen vermeintlichen Stufe der Wissenschaft zum

Atheismus geneigt sind, wie es anderseits wahr ist, daß eine höhere Stufe durch wissenschaftliche Gründlichkeit sie wieder zu Religion und Gottesfurcht hintreibt. Denn sobald der menschliche Verstand bei vorkommenden Erscheinungen die zunächstliegenden Ursachen erschaut, kann er leicht dabei stehen bleiben, ohne tiefer einzudringen und nach den ersten Ursachen zu fragen; wenn er aber weiter geht und zuletzt die ganze Kette derselben, wie sie sich verschlingen und verbinden, betrachtet oder zu begreifen sucht, dann kommt er in die Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu einer Vorsehung und einer Gottheit zu nehmen. Wie wäre es z. B. möglich, daß eine Unzahl von unermeßlich kleinen Atomen und Ursamen, die da ohne alle Ordnung von ungefähr umhergeflogen, diese Ordnung und Schönheit der Dinge hätte hervorbringen sollen ohne einen göttlichen Baumeister? Die Schrift sagt: „Der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott"; sie sagt aber nicht, der Thor denkt in seinem Herzen; so daß er es also nur wie etwas ihm Erwünschtes sich selbst im Innern mit Worten bestätigen möchte, nicht aber in Wahrheit daran glaubt und es mit Ueberzeugung empfindet. Denn es glaubt Niemand, daß kein Gott sei, als ein Solcher, dem es erwünscht ist, daß kein Gott wäre.

Daß die Gotteslängnung in Wahrheit nur auf

den Lippen sitzt, nicht aber im Herzen, tritt durch nichts so klar zu Tage, als dadurch, daß die Gottesläugner ihre Behauptung so oft aussprechen und vertheidigen, als wenn sie selbst kein rechtes Vertrauen zu sich hätten und durch die Zustimmung Anderer gestärkt zu werden wünschten. Ja man sieht auch, daß die Gottesläugner sich Schüler und Anhänger zu verschaffen suchen, ganz wie andere Glaubenssecten; und, was das Abenteuerlichste ist, einige von ihnen haben lieber Tod und Marter erleiden wollen, als daß sie ihren Wahn zurückzuziehen sich entschlossen hätten. Und doch, wenn sie wirklich von Herzen glaubten, daß es nichts dergleichen gäbe, was man unter Gott versteht, warum sollten sie denn mit der Sache sich so viel zu schaffen machen? Dem Epikur, der zu den Gottesläugnern zählt, wird aufgebürdet, er habe, um seine Ehre zu wahren, behauptet, es gäbe zwar gewisse selige Wesen, die aber nur ihrer selbst genössen und sich in die Führung und Ordnung der Welt gar nicht mischten. Mit dieser Behauptung, sagt man, habe er sich nur seiner Zeit angeschmiegt, während er in Wahrheit an Götter gar nicht geglaubt habe. Aber dieser Vorwurf ist nicht wohl gerechtfertigt; denn man hat von ihm die vortrefflichen und ganz göttlichen Worte, daß es nicht gottlos sei, die Götter des Pöbels zu läugnen, sondern es sei gottlos,

die Vorstellungen des Pöbels den Göttern zuzueignen. Plato selbst hätte sich nicht besser ausdrücken können. Daraus sieht man, daß seine Vermessenheit wohl groß genug war, um die göttliche Regierung der Welt zu läugnen, nicht aber sich so weit verstieg, um das ganze Wesen der Götter aufzuheben.

Die Westindier nennen die verschiedenen Namen ihrer einzelnen Götter, haben aber kein Wort, womit sie den gemeinsamen Namen „Gott" bezeichnen, wie wenn, Beispiels halber, die alten Heiden die Namen Jupiter, Apollo, Mars in Gebrauch gehabt, aber daneben kein Wort in ihrer Sprache besessen hätten, um den allgemeinen Begriff Gott auszudrücken. Das ist doch ein ausreichender Beweis, daß selbst die wildesten Völker einen Begriff der Sache besitzen, wenn sie auch den Umfang und Inhalt desselben nicht zusammenzufassen und zu bezeichnen vermögen. Es sind also ebenso die allerrohesten Völker, wie die allerschärfsten Philosophen, welche gegen die Atheisten streiten. Ein still betrachtender und forschender Atheist wird selten gefunden; etwa ein Diagoras, Bion und vielleicht Lucian, und einige wenige andere. In der Wirklichkeit sind ihrer auch niemals so viele, als es manchmal scheinen mag, indem allen denen, welche irgend einen religiösen Glauben oder auch Aberglauben anfechten, von der Gegenpartei der brand-

markende Name „Atheisten“ aufgedrückt wird. Wohl aber sind große Atheisten immer die Heuchler, die immerfort sich mit Heiligem hervorthun, aber ohne Herz und Wahrheit, so daß sie am Ende als Gebrandmarkte sich hinwegmachen müssen.

Die Ursachen und Veranlassungen zur Gottesläugnung sind vorzüglich die Spaltungen in Religionssachen, wenn sich deren mehrere geltend machen. Denn schon eine einzige Spaltung mehrt auf beiden Seiten die Ereiferung; gibt es deren aber zahlreiche, so führen sie zu Freigeisterei und völliger Gottesläugnung.

Eine andere Ursache liegt in den Aergernissen Seitens der Priester, wenn es nämlich bis dahin kommt, worauf der heilige Bernardus deutet mit den Worten: „Man darf nicht mehr sagen: wie das Volk, so der Priester; weil ja das Volk wahrlich nicht mehr so sein darf, wie der Priester.“

Eine dritte Ursache ist der gottlose Gebrauch, mit heiligen Sachen Spiel und Spott zu treiben, wodurch allmählich alle Ehrfurcht im Religiösen zertreten wird.

Endlich gehören zu den Ursachen auch sogenannte gelehrte Zeiten, zumal wenn sie mit Frieden und glücklichem Wohlstand verbunden sind. Denn Trübsale und Widerwärtigkeiten neigen die Herzen der Menschen stärker zur Religion hin.

Was nun aber die Folgen der Gottesläugnung

angeht, so reißen die Gottesläugner den Adel und die Würde des menschlichen Geschlechts in den Staub. Denn es ist gewiß, daß der Mensch seinem Körper nach mit dem Thiere verwandt ist; wenn er also nicht seiner Seele nach in Verwandtschaft mit Gott tritt, so ist er gänzlich ohne höheren Werth und ist ein gemeines Geschöpf.

Ebenso reißen die Gottesläugner alle Hochherzigkeit und Erhebung der menschlichen Natur nieder. Nimm nur ein Beispiel vom Hunde und beobachte, welchen Muth dieses Thier fasset und welchen Edelsinn es annimmt, sobald es sich von einem Menschen, der für dasselbe gleichsam die Stelle eines Gottes oder eines höheren Wesens vertritt, angeregt sieht. Da entfaltet sich bei ihm eine Kraft und Tapferkeit, wie es sie aus sich selbst, ohne das Vertrauen auf eine höhere Natur, als seine eigene ist, nicht erfassen könnte. In ähnlicher Weise sammelt auch der Mensch, wenn er auf die göttliche Vorsehung und Gnade sich stützt und seine Hoffnung setzt, solche Zuversicht und Kraft, wie sie die menschliche Natur, sich selbst überlassen, nie würde erreichen können. Und so verdient der Atheismus, wie in allem Andern, auch darin Haß und Abscheu, daß er die menschliche Natur der Fähigkeit beraubt, sich über die menschliche Schwachheit hinaus zu erheben.

Wie mit den einzelnen Personen, so verhält es sich ähnlich auch mit ganzen Nationen. Der römischen Seelengröße, wie sie in der Religion wurzelt, ist niemals ein Volk gleichgekommen. Man vernehme darüber die Worte Cicero's; er sagt: „Wir mögen uns, ihr versammelten Väter, so hoch lieben, wie wir wollen, so haben wir doch weder die Spanier an Zahl, noch die Gallier an Stärke, noch die Punier an Schlauheit, noch die Griechen an Künsten, noch endlich die Italer und Latiner selbst an dem diesem Volke und Lande ganz eigenthümlichen natürlichen Verstande übertroffen; dagegen in Frömmigkeit und Religiösität, und in dieser ganz einzigen Weisheit, daß wir erkannt haben, wie durch die Macht der unsterblichen Götter Alles gelenkt und regiert werde, übertreffen wir alle Völker und Nationen."

IV.

Von fürstlicher Herrschaft.

Ohne Zweifel ist es ein recht trauriger Zustand des Gemüthes, wenn man wenig zu wünschen und vieles zu fürchten hat. Und doch ist dieses Loos gerade meistens ein Antheil der Fürsten und Könige.

Denn, da sie auf die höchste Stufe gestellt sind, so haben sie nichts, wonach sie noch weiter trachten mögen; und das bringt in ihr Inneres eine zunehmende Erschlaffung. Anderseits dagegen haben sie gar mancherlei Einbildungen von Gefahren und herumflatternden Schattenbildern, wodurch die Heiterkeit des Gemüthes getrübt und verscheucht wird. Daraus entspringt denn als Wirkung auch jene andere Eigenart, welche die hl. Schrift den Königen zuschreibt, daß nämlich das Herz des Königs unerforschlich sei. Denn wo sich viel Argwohn findet und keine vorwaltende Neigung, die alle anderen Regungen beherrscht, da hält es schwer, das Innere zu erforschen. Daher kommt es denn auch, daß Fürsten sich oft selber ihre Liebhabereien schaffen und dabei nicht selten auf leeren Tand und kindische Kleinigkeiten verfallen; etwa Gebäude aufzuführen, Orden und Genossenschaften zu stiften, irgend eine Person hoch empor zu fördern, ja selbst irgend eine mechanische Kunst- und Handfertigkeit zu betreiben. Ein Nero verlegte sich auf das Zitherspiel, ein Domitian auf das Pfeilspitzen, ein Commodus auf's Gladiatorenspiel, ein Caracalla auf's Wagenlenken. So etwas muß Denen unglaublich erscheinen, welche den allgemeinen Satz nicht kennen, daß der menschliche Sinn sich mehr erheitert und erquickt durch Fortschreiten in kleinen Dingen, als durch Stillstehen in großen.

Auch gibt es Fürsten, die im Beginn ihrer Regierung durch Siege und Eroberungen sich höchst glücklich fühlten, zuletzt aber (da ja das Glück nicht immer im Fortschreiten bleiben kann, sondern sich auch einmal wendet und in's Gegentheil umschlägt) ganz abergläubisch und schwermüthig wurden, wie es Alexander dem Großen und Diocletian und manchen Andern ergangen. Denn wer gewohnt ist, immer glücklich weiter zu kommen und dann unerwartet auf ein Hinderniß stößt, der verliert das Selbstvertrauen und ist nicht mehr das, was er gewesen.

Was nun die rechte Führung der Herrschaft angeht, so ist die Bewahrung derselben eine ebenso seltene, als schwierige Sache. Denn Mäßigung und Mangel an Mäßigung bewegen sich in Gegensätzen. Es ist aber etwas anderes, Gegensätze richtig zu vermischen, und ein anderes, mit denselben abzuwechseln. Treffend und voll Klugheit ist eine Antwort des Apollonius. Ihn fragte Vespasianus, was dem Nero zu seinem Verderben gewesen wäre. Er antwortete: „Nero wußte die Zither gewandt zu schlagen und zu stimmen; aber im Regieren spannte er die Saiten bisweilen zu hoch, und bisweilen ließ er sie allzu schlaff." Und es ist gewiß wahr, daß nichts so sehr dem Ansehen schadet, als eine ungleichmäßige und gleichsam hüpfende und unzeitige Ausübung der Gewalt, indem

sie bald zu scharf gespannt, bald zu schlaff nachgelassen wird.

Uebrigens ist auch das eine Wahrheit, daß in der neueren Zeit die Staatsklugheit sich hauptsächlich darum drehet, wie man Mittel und Wege finde, um den Uebeln und Gefahren zu entgehen, nachdem sie bereits eingebrochen, statt sie durch umsichtige und beharrliche Klugheit fernzuhalten und zu beseitigen, ehe sie herankommen. Das ist aber nichts weiter, als in den letzten Zügen es noch mit dem Glück versuchen. Vielmehr soll man Acht haben, daß man die Augen offen behalte für die ersten Grundstoffe und Keime der Unruhen und Wirren. Denn wo Zündstoff ist, kann niemand dem Funken wehren, eine Feuersbrunst anzurichten, noch die Stellen abmessen, wo sie hervorbrechen wird.

Ohne Zweifel stellen sich bei den Staatsgeschäften der Fürsten mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse ein; die größten aber liegen vielfach an den Neigungen und dem Charakter der Fürsten selbst. Denn gar oft überkömmt es die Fürsten, daß sie ganz Entgegengesetztes verlangen; wie schon Tacitus richtig bemerkt mit den Worten: „Die Willensmeinungen der Fürsten sind meist ungestüm und unter sich widersprechend.“ Aber das ist gerade der Fehler einer übergroßen Gewalt, zu meinen, man könne nach Belieben

eine Sache zum Ziele führen, ohne die Mittel dafür zu beschaffen.

Hinsichtlich der Geschäfte und Sorgen, die den Königen obliegen, befinden sie sich in Beziehung zu den benachbarten Staaten, zu der eigenen Familie, zu den Prälaten und der Geistlichkeit, zu dem hohen Adel und den Würdenträgern des Reiches, zu dem niederen Adel oder den Edelleuten, zu dem Handels- und Kaufmannsstande, zu dem gemeinen Volke und zu den Soldaten. Von allen diesen Seiten können sich Gefahren erheben, wenn nicht die nöthige Vorsicht und gebührende Sorgfalt angewendet wird, und die Geschichte ist reich an belehrenden Beispielen nach allen den genannten Beziehungen. Alle Regeln aber, welche für das Verhalten der Fürsten sich aufstellen lassen, sind eingeschlossen in jene zwei Mahnungen: „Gedenke, daß du ein Mensch bist", und: „Gedenke, daß du ein Gott, d. h. ein Stellvertreter Gottes bist." Die erste Mahnung dient dazu, die Macht der Fürsten in Schranken zu halten, und die andere, ihren Willen zu leiten und zu regieren.

V.

Von Aemtern und Würden.

Männer von amtlicher Stellung stehen in dreifacher Dienstbarkeit; sie sind Diener ihres Fürsten oder Staates, sind Diener des öffentlichen Rufes und sind Diener ihrer Geschäfte. Sie sind also durchaus nicht im Genusse von Freiheit, weder in ihrer Person, noch in ihren Handlungen, noch in ihrer Zeit. Gewiß eine seltsame Art von Liebhaberei, nach Gewalt trachten und die Freiheit verlieren; oder Gewalt über Andere haben wollen und die Gewalt über sich selbst ablegen.

Das Emporsteigen zu Würden hat einen steilen Weg; durch Mühseligkeiten gelangt man zu größeren Mühseligkeiten. Ja, es geschieht nicht selten, daß der Weg zu Würden durch Unwürden führt. Die Stellung selbst aber in hohen Würden hat einen schlüpfrigen Boden, und der Rücktritt ist entweder ein jäher Sturz, oder wenigstens eine Art von Verfinsterung, die nicht minder etwas Trübseliges und Melancholisches an sich hat. Ja, es steht nicht einmal im freien Belieben, zurückzutreten, wenn einer es auch gerne wollte; und anderseits gibt es Solche, die gar nicht gewillt sind, zurückzutreten, selbst da, wo vernünftige

Gründe es erheischten, daß sie es thäten, sondern sie verharren in der Abneigung gegen ein amtloses Privatleben, selbst wenn hohes Alter oder Schwäche hereinbricht, die doch nach Schatten und Ruhe verlangen. Sie sind ähnlich den Dorfgreisen, die so gerne vor der Thüre sitzen, obgleich sie sich dadurch dem Gespötte aussetzen. Wahrlich, für Männer in obrigkeitlichen Würden ist es nöthig, sich die Vorstellungen anderer Leute zu erborgen, um sich selbst für glücklich zu halten. Denn wenn sie aus ihrem eigenen Gefühle urtheilen wollen, so finden sie nichts dergleichen. Aber wenn sie bei sich überdenken, was andere Leute von ihnen meinen, und wie gerne Andere ihren eigenen Stand mit ihnen vertauschen möchten, dann erst sind sie beglückt, d. h. in so weit sie eben äußerlich dafür gelten, während sie in ihrem Innern vielleicht das Gegentheil erfahren, da sie ja ihr Bitteres immer zu allererst empfinden, ihrer Verstöße und Fehler aber zu allerletzt inne werden. Ja gerade die höchstgestellten Würdenträger bleiben sich selbst unbekannt, und da sie durch ihre Geschäfte hingehalten werden, so finden sie keine Zeit, um für die rechte Gesundheit des Leibes und der Seele zu sorgen. Daher sagt der Dichter:

Schwer drückt Jenen die Todeslast,
Der, von Allen zu sehr gekannt,
Hinstirbt, selber sich unbekannt.

Bei hoher Gewalt ist ein weiter Spielraum gegeben, sowohl für das Gute, als das Böse. Diese letztere Seite ist gleichsam für einen Fluch zu erachten; denn im Bösen ist das Beste, es nicht zu wollen, dann aber das Nächstbeste, es nicht zu können. Die Macht und Gelegenheit aber, sich im Guten verdient zu machen, ist der wahre und rechtmäßige Zweck für das Streben nach Ehrenstellen. Denn wenn auch gute Gedanken Gott wohlgefällig sind, so sind sie doch den Menschen gegenüber nicht viel mehr als gute Träume, falls sie nämlich nicht zu Werk und That werden. Das kann aber nicht gut geschehen, wenn man nicht in irgend einem öffentlichen Dienste und in rechtlicher Gewalt steht, gleichsam wie auf einem höheren, emporgerichteten Boden. Verdienste und gute Werke sind die wahren Zwecke für menschliches Bemühen, und das Bewußtsein derselben die Vollkommenheit der menschlichen Ruhe. So heißt es von Gott, daß er alles ansah, was er gemacht hatte; und siehe, es war alles sehr gut; und dann folgte die Sabbatsruhe.

Bei Verwaltung deines Amtes nimm dir die allerbesten Beispiele als Vorbilder; denn Nachahmung ist ein Inbegriff aller Regeln. Nach einiger Zeit aber stelle dir dein eigenes Beispiel vor Augen und forsche genau nach, ob du nicht vielleicht besser begonnen, als fortgefahren hast. Auch versäume nicht, das Beispiel

derjenigen zu beachten, die früher dasselbe Amt mit dir bekleidet, aber nicht in rechter Weise verwaltet haben; nicht etwa, damit du durch den Tadel derselben dich selbst anpreisest, sondern damit du aufmerksam gemacht werdest, was du zu vermeiden habest. Immerhin also stelle Verbesserung und Neuerung an, aber ohne dich selbst zu überheben und ohne Aergerniß zu geben an früheren Zeiten und Personen. Dein Grundsatz sei, ebenso treffliche Beispiele nachzuahmen, als neue aufzustellen. Nimm die Dinge nach den Verhältnissen ihrer ersten Einführung, und halte fleißig Umschau, in welchen Punkten und auf welche Weise dieselben ausgeartet sind. Ziehe beiderlei Zeit zu Rathe, sowohl die frühere, um zu erkennen, was das Beste gewesen, als die nächste, um das Angemessenste zu finden.

Laß alles, was du gemäß deiner Amtsgewalt nach eigenem Ermessen thust, dennoch wie in feste Regeln gebannt sein, damit du den Leuten gleichsam mit dem Finger zeigest, was sie zu erwarten haben. Sei dabei aber nicht halsstarrig und rücksichtslos abschließend; und wo du von der Regel abweichest, da setze es immer klar auseinander, was du damit bezweckest.

Die Rechte deines Amtes halte mit Beharrlichkeit aufrecht; aber laß nicht leicht streitige Erörterungen darüber aufkommen. Verhalte dich so, daß du deine

Rechte dir vielmehr stillschweigend zueignest und thatsächlich ausübst, als groß Wesen damit machest und dich mit allerlei Fraglichkeiten und Streitigkeiten abgebest.

Auch die Rechte der niedern, dir untergeordneten Amtsstellungen nimm in Schutz und schmälere sie nicht. Halte es für ehrenvoller, nur in den Hauptsachen Vorschriften zu machen, als überall mit deiner Geschäftigkeit einzugreifen. Solche, die dir bei Ausübung deines Amtes hülfreich und belehrend sein können, nimm gerne auf, ja suche sie, und stoße diejenigen, welche dir ihre Beihülfe anbieten, nicht von dir weg, sondern empfange sie freundlich und mache sie dir verbindlich.

Fehler bei Verwaltung und Ausübung der amtlichen Gewalt gibt es hauptsächlich vier: allzulanges Säumen, Bestechung, rauhes Benehmen, und zu große Gelindigkeit.

Was erstens das Säumen und lange Hinhalten angeht, so laß die Leute leicht Zugang bei dir finden; halte dich genau an die festgesetzten Stunden; führe das, was du angefangen hast, zu Ende, und mische nichts Neues dazwischen, wenn es nicht dringend nöthig wird.

Was zweitens das Bestechen betrifft, so binde nicht nur dir und den Deinigen die Hände, damit keine Geschenke angenommen werden, sondern ebenso entschieden

allen Denjenigen, welche Wünsche und Anliegen vorzubringen haben, damit gar keine Geschenke angeboten werden. Das Erstere übt natürlich die einfache Rechtlichkeit von selbst; wird aber eine solche Sinnesart allgemein bekannt und ausdrücklich ausgesprochen, und das mit entschiedener Verurtheilung aller Art von Bestechung, so ist auch bald jenes Zweite erreicht, daß keine Bestechungen mehr angeboten werden.

Meide aber nicht bloß die Schuld, sondern suche auch jeden Verdacht fern zu halten. Wer sich veränderlich zeigt und ohne offenliegende Veranlassung in seinem Verhalten wechselt, der erregt den Verdacht von zu Grunde liegender Bestechung. Wo du daher von deiner anfänglich geäußerten Meinung oder deinem bis dahin eingehaltenen Verfahren abweichest, da sprich es frei und offen aus, und lege zugleich klar und bestimmt die Gründe dar, wodurch du dazu veranlaßt worden, und glaube ja nicht, daß du die Sache vertuschen könnest.

Was drittens das rauhe barsche Benehmen angeht, so erzeugt dasselbe nur Haß und Mißliebigkeit, ohne irgend einen Vortheil zu bringen. Die Strenge flößt Furcht ein, die Barschheit aber gebiert Haß. Auch höheren Orts sollen die ausgetheilten Verweise zwar ernst, aber nie schmähend oder beschimpfend sein.

Was endlich viertens die übertriebene Gelindig-

keit und fahrlässige Gutmüthigkeit betrifft, so ist sie in gewisser Beziehung für die Sache noch schlimmer, als die Bestechlichkeit. Denn Bestechung wird doch nur bisweilen und nach und nach versucht; wer sich aber von Zudringlichkeit einnehmen oder von unbedeutenden Rücksichten leiten läßt, dem kommen die Gelegenheiten dazu von allen Seiten; wie Salomon sagt: „Auf die Personen sehen, ist nicht gut; denn ein solcher wird auch um einen Bissen Brod die Wahrheit verlassen."

Uebrigens bleibt es ein- für allemal wahr, was die Alten sagten: „Das Amt zeigt den Mann." Einige zeigt es von besserer, andere von schlechterer Seite. Von Galba sagt Tacitus: „Er würde einstimmig von aller Welt für fähig zum Herrschen gehalten worden sein, wenn er nicht wirklich geherrscht hätte"; dagegen von Vespasian sagt er: „Unter den Herrschern ist Vespasian es allein, der durch die Herrschaft zum Bessern umgewandelt worden." Freilich versteht Tacitus das Eine von der eigentlichen Herrscherkunst, das Andere dagegen von dem Charakter und der Gemüthsart. Gewiß ist es ein glänzendes Zeichen von einem edlen Gemüthe, wenn einer durch Ehrenstellen besser wird. Denn die Ehre ist oder soll wenigstens sein der Ort der Tugend; und wie in der Natur die Bewegung der Körper nach einem Orte hin rascher, die

Bewegung am Orte selbst langsamer geschieht, so wird auch die Tugend beim Streben nach Ehre leicht zu ungestüm, nach erlangter Ehre aber ruhiger und gehaltener. Das Emporsteigen zum Gipfel der Würden geht gleichsam eine Wendeltreppe hinauf, und wenn Parteien bestehen, kann es vielleicht dienlich und zweckmäßig sein, sich nach der einen oder andern Seite etwas hinzuneigen; nach erreichter Höhe aber wird man sich wieder in's Gleichgewicht zu setzen haben.

Das Andenken deines Vorgängers im Amte halte unverletzt in Ehren. Thust du das nicht, so wird dir von deinem Nachfolger das Gleiche widerfahren. Auch deine Amtsgenossen behandle freundlich, und ziehe sie öfter und lieber auch da zu Rathe, wo sie es gar nicht erwarten, als daß du sie ausschließest, wo es sich gebührte, sie zu berufen. Sei überhaupt deiner höheren Stellung nicht allzu viel eingedenk, und thue nicht leicht Erwähnung von ihr in dem täglichen Verkehre und den Privatgesprächen, sondern mache, daß es rühmlichst von dir heißt: „Er ist ein ganz anderer Mann, wenn er seinen Sitz einnimmt und sein Amt verrichtet."

VI.

Vom Rathe in der Staatsregierung.

Das höchste Vertrauens-Verhältniß, das zwischen Menschen stattfindet, ist das der Rathgebung. Bei jeder andern Art von Vertrauen ist es immer nur ein Theil des Lebens, den wir Andern anvertrauen, etwa Gut und Geld, Kinder, Credit und Leumund, sowie mancherlei Privatgeschäfte; aber denen, die wir zu unsern Rathgebern nehmen, vertrauen wir Alles an. Um wie viel mehr sind daher diejenigen, welche die Stelle von Rathgebern vertreten, zur vollsten Aufrichtigkeit und Redlichkeit verpflichtet! Fürsten, auch die allerverständigsten, haben durchaus nicht eine Schmälerung ihres Ansehens darin zu finden, wenn sie sich des Rathes auserwählter Männer bedienen. Gott selbst schließt sich vom Rathe nicht aus, sondern hat unter den Namen seines gebenedeiten Sohnes auch angeordnet, daß er Rathgeber, „Engel des großen Rathes“ genannt werde. Salomon spricht irgendwo aus: „Im Rathe ist Bestand.“ Gewiß die menschlichen Dinge unterliegen entweder einer ersten oder einer zweiten Durchsichtung. Wenn sie nun nicht durch die Beweisgründe der Berathschlagung hin und her

gewendet werden, so verfallen sie den wallenden Wogen des Glücks und erfahren allerlei Unbestand und Veränderungen, werden gewoben und wieder gelöset, sind gleich den Schwankungen eines Betrunkenen. Salomons Sohn hat wahrlich die Macht des Rathes erfahren müssen, wie sein Vater die Nothwendigkeit und den Vortheil desselben durchschaut hat. Denn das von Gott so sehr geliebte Reich wurde zuerst zerrissen und gebrochen durch einen verkehrten Rath. Es sind aber auch gerade diesem Rathe, um uns zur Lehre zu dienen, jene zwei Merkzeichen eingebrannt, wornach man die verkehrten Rathschläge immerfort ermessen kann; das erste Merkzeichen hinsichtlich der Personen, indem der Rath ein jugendlicher war; das andere hinsichtlich der Sache, indem der Rath es mit der Gewaltsamkeit hielt.

Ueber die vereinigende und unauflösliche Verbindung des Rathes mit den Fürsten, sowie anderseits über das weise und kluge Verhalten, das die Fürsten dem Rathe gegenüber anzuwenden haben, kann eine alte Fabel ein sinniges Vorbild abgeben. Es wird nämlich erzählt, daß Jupiter die Metis (was so viel ist als Rath) zur Gattin genommen habe; es soll also der Rath gleichsam als eine Braut des Fürsten gelten. Dann aber heißt es weiter, daß Jupiter die Metis, nachdem er sich mit ihr als Gattin vereinigt,

kurz zuvor, ehe sie zur Geburt kam, verschlungen und bei sich getragen habe, und daß er dann aus seinem Haupte die geharnischte Pallas geboren habe. In dieser ungeheuerlichen Fabel liegt eine Weisung für die Herrschaft versteckt, wie sich nämlich Fürsten gegen ihren geheimen, gleichsam anvermählten Rath zu verhalten haben. Für's Erste sollen sie demselben ihre Angelegenheit vertrauensvoll mittheilen; sodann, wenn Alles gehörig entwickelt und gleichsam zur Geburt reif geworden, sollen sie die Sache nicht bis zur vollen Beschlußnahme dem Rathe überlassen, gleich als wenn die Entscheidung von diesem abhängig wäre, sondern sollen die Sache wieder an sich zurückziehen, und es öffentlich an den Tag legen, daß die letzten Beschlüsse und Verordnungen (welche, weil sie Ueberlegung und Macht in sich vereinigen, mit der bewaffneten Pallas zu vergleichen sind) von ihnen selbst ausgehen, und zwar nicht bloß von ihrer fürstlichen Oberhoheit, sondern auch (denn dadurch wird ihr Ansehen gewahrt) von ihrer persönlichen Einsicht und Geltung.

Zunächst wollen wir nun auch über die Mißlichkeiten und Nachtheile des Rathes, sowie über deren Gegenmittel sprechen. Solcher Mißlichkeiten beim Gebrauche von Räthen gibt es hauptsächlich drei; erstens, daß die Geschäftssachen minder geheim und verschwiegen bleiben; zweitens, daß dem Ansehen der Fürsten

dadurch scheinbar ein Abbruch geschieht, gleich als wenn sie nicht unabhängig und selbstständig genug wären; drittens, daß Gefahr von treulosen Räthen dabei versteckt liegt, die mehr auf den Vortheil des Rathgebers, als auf das Wohl des Fürsten gerichtet sind. Allen diesen Uebeln zu entgehen, hat man hin und wieder geheime engere Räthe, sogenannte Cabinetsräthe, an den Höfen eingeführt, ein Heilmittel, das wohl noch schlimmer als die Krankheit werden kann.

Was zuerst die Geheimhaltung der Rathschläge angeht, so sind die Fürsten nicht gehalten, Alles und Jedes allen ihren Räthen mitzutheilen, sondern sowohl hinsichtlich der Personen, als hinsichtlich der Berathungssachen können sie mit wohlüberlegter Auswahl verfahren. Auch braucht der Fürst, wenn er berathen läßt, was zu thun sei, nicht gleichzeitig zu offenbaren, was er selbst zu beschließen im Sinne trage. Vielmehr sollen die Fürsten gar wohl Acht haben, daß sie nicht selbst ihre Angelegenheiten in landläufiges Gerede bringen. Was insbesondere die sogenannten geheimen Cabinetsräthe betrifft, so paßt darauf meistens das bekannte Wort: „Ich bin voller Ritzen." Ein einzelner Plauderer, der sich damit groß zu machen meint, Geheimnisse zu wissen und Andern zu entdecken, wird mehr schaden, als eine große Anzahl von solchen, die sehr wohl wissen, daß es Pflicht ihres Amtes ist, das

Geheime zu verschweigen. Allerdings ist es wahr, daß bisweilen Dinge vorkommen, welche die höchste Geheimhaltung verlangen. Solche sollen aber, außer dem Fürsten selbst, nur einem Einzigen oder höchstens Zweien zur Kenntniß kommen. Und dann geht es auch mit solchen Rathschlägen gewöhnlich nicht übel von Statten. Denn außer dem, daß sie geheim bleiben, haben sie meist einen gleichmäßig beharrlichen Fortgang und werden gleichsam von einem einzigen und einmüthigen Geiste geführt. Aber erst dann wird es den rechten Lauf haben, wenn der Fürst selbst Einsicht und persönliche Kraft besitzt, und zugleich scharfsichtige und vor Allem zuverlässige Räthe zur Seite hat, die mit unverbrüchlicher Treue die Zwecke des Fürsten vor Augen behalten.

Was zweitens die gefürchtete Herabsetzung des fürstlichen Ansehens betrifft, so gibt schon die oben erwähnte Fabel vom Jupiter die rechte Vermittelung an die Hand. Im Gegentheil, die Majestät der Fürsten wird eher erhöhet, als gedrückt, wenn sie auf dem Vorsitzstuhle des Rathes sitzen. Auch ist wohl nie ein Fürst zu finden gewesen, der durch seinen Staatsrath im Ansehen geschmälert worden, es sei denn, daß irgend ein einzelnes Mitglied des Rathes ein allzu großes Uebergewicht in sich vereinige, oder eine gar zu enge Verbindung zwischen Verschiedenen sich gestalte.

Beide Uebel lassen sich aber sehr bald erkennen und beseitigen.

Was endlich die dritte Bedenklichkeit angeht, daß nämlich die Räthe bei ihren Rathschlägen auf ihr eigenes Interesse, und nicht auf das ihres Herrn bedacht sein würden, so ist kein Zweifel, daß jenes Wort der Schrift „Sie werden keine Treue finden auf Erden“ von den gesammten Zeitverhältnissen verstanden werden muß, aber durchaus nicht von den einzelnen Personen. Es finden sich immer noch treue, rechtschaffene, aufrichtige und wahrhaftige Männer, die frei sind von eigennütziger Verschmitztheit und Verstecktheit. Solche Charaktere zu erkennen und zu gewinnen, müssen die Fürsten über Alles bedacht sein. Uebrigens kömmt es auch bei Rathsmitgliedern nicht leicht zu einer solchen Gemeinsamkeit, daß nicht immer noch einer über den andern Wache hält, so daß, wenn etwa irgend einer parteisüchtige oder auf Privatinteresse berechnete Rathschläge machte, solches sehr bald zu den Ohren des Fürsten kommen würde. Das vorzüglichste Mittel aber ist, wenn die Fürsten sich Mühe geben, ihre Räthe gehörig kennen zu lernen, wie umgekehrt diese auch den Fürsten kennen müssen. Jedoch ziemt es sich nicht für die Räthe, gar zu genau der Person des Fürsten nachzuforschen und gleichsam heimliche Auskundschafter zu spielen. Die wahre Stellung eines

Rathes besteht darin, daß er erfahrener sei in den Geschäften des Fürsten, als in dessen Sitten. Denn so läßt sich erwarten, daß er seine Rathschläge mehr nach Fug und Recht ertheilen, als sich seinem Fürsten anbequemen werde, um sich ihm gefällig zu machen.

Auch wird es für Fürsten sehr vortheilhaft sein, wenn sie die Meinungen und Ansichten ihrer Räthe sowohl von den Einzelnen gesondert, als auch von der Gesammtheit entgegennehmen. Denn eine insgeheim vorgetragene Meinung spricht sich viel freier aus; geschieht es aber in Gegenwart von Andern, so erweiset sie sich ernster und gemessener. Denn im Privatverkehr gibt jeder seinen persönlichen Affecten mehr nach, in Versammlungen aber richtet er sich zugleich nach Andern. Daher ist keines von beiden zu unterlassen, und zwar ist es gerathen, die niedriger Stehenden privatim zu befragen, um ihrer Freimüthigkeit Vorschub zu leisten, die Höheren dagegen in der Versammlung, damit sie ihre Meinung bescheidener und maßvoller aussprechen.

Es nützt wenig, wenn die Fürsten nur über Sachliches und nicht zugleich sorgfältig über die Personen zu Rathe gehen. Denn alle Sachen sind gleichsam todte Gebilde; das wahre Leben des Handelns aber beruht hauptsächlich auf der Auswahl der Personen. Auch genügt es nicht, über die Personen nach allge-

meinen Arten und Begriffen, oder gleichsam nach einer mathematischen Zeichnung, wie ihr Charakter und ihr Verhalten beschaffen sein müsse, sein Urtheil zu bilden; denn da stellen sich in der Wirklichkeit oft die größten Irrthümer ein. Vielmehr hat man die ganze Persönlichkeit des einzelnen Individuums zu beachten und darnach bei der Wahl die Wage des Urtheils zu stellen.

Uebrigens darf auch der Spruch nicht vergessen werden: „Die besten Rathgeber sind die todten Bücher." Diese halten mit der Wahrheit nicht zurück, während die lebenden Rathgeber leicht in Schmeichelei verfallen. Daher wird es nützlich sein, recht viele Bücher nachzuschlagen, besonders von solchen Verfassern, die auch selber praktisch an der Staatsverwaltung Theil genommen haben.

Es gibt Zeitverhältnisse, wo die Berathungen nichts weiter sind als Zusammenkünfte und vertrauliche Unterhaltungen, wo also die Sache mehr gesprächsweise behandelt, als mit den erforderlichen Gründen abgewogen wird. Da wird dann meist die Sache überstürzt, und wird möglichst schnell zur Fassung des Decrets und zum Abschluß der Verhandlung geeilt. Heilsam wäre es, wenn bei Sachen von Wichtigkeit an dem einen Tage der Gegenstand der Berathung vorgelegt und erst an dem andern Tage verhandelt würde, nach dem Spruche: „Ueber Nacht kömmt Rath."

Bei der Wahl eines Ausschusses, der die Sache zur Berathung vorbereiten soll, ist es besser, solche Deputirte zu wählen, die gleichmäßigen Gerechtigkeitssinn haben und nach keiner Partei vorwiegend hinneigen, als etwa dadurch eine Gleichheit herstellen zu wollen, daß man aus beiden Parteien eifrige Anhänger wählt.

Auch besondere Abtheilungen (Delegationen) sind zweckmäßig, und zwar nicht bloß zeitweilige oder bei bestimmten Vorkommnissen, sondern stehende, fortdauernde, z. B. für den Handel, für die Finanzen, für den Krieg, für Begnadigungen, für Beschwerden, für die einzelnen Provinzen.

Wenn es die Sache mit sich bringt, daß Personen eines bestimmten Amtes oder Berufes zu befragen sind, z. B. Rechtsgelehrte, Schiffskundige, Münzmeister, Kaufleute, Künstler und ähnliche, so sollen solche zuerst vor den Delegirten vernommen werden, und dann erst, je nach Befund der Sache, vor dem Rathe erscheinen. Man soll sie aber nicht haufenweise kommen und zunftmäßig sich benehmen lassen; denn das würde Geschrei absetzen und den Rath ermüden, statt klare Einsicht zu geben.

Wenn der Fürst selbst im Rathe den Vorsitz führt, so soll er mit seiner eigenen Meinung möglichst zurückhaltend sein. Denn wenn er zu früh damit heraustritt, so werden sich seine Räthe nach seinem Winke

richten und, statt freimüthig ihre Meinung auszusprechen, das Jalied, das „Placebo", anstimmen.

VII.

Vom Richteramte.

Die Richter sollen vor Allem eingedenk bleiben, daß es ihr Amt ist, Recht zu sprechen, nicht Recht zu geben, d. h. sie sollen die Gesetze auslegen, nicht sie schaffen und formuliren. Ein Richter muß sich mehr kenntnißvoll als geistreich erweisen, mehr Würde als feines Benehmen zeigen, mehr überlegende Besonnenheit als rasches Selbstvertrauen an den Tag legen. Vor Allem aber ist die Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit gleichsam der Antheil des Richters und seine wesentliche Tugend. Das Gesetz sagt: „Verflucht sei, wer die Grenze seines Nachbars verrückt." Gewiß bleibt der nicht ohne Schuld, wer einen Grenzstein versetzt. Aber der ungerechte Richter ist es vorzugsweise, der Grenzen verändert, wenn er über Besitz und Eigenthum ein ungerechtes Urtheil fällt. Ein einziger ungerechter Richterspruch schadet mehr, als eine Menge von einzelnen ungerechten Thatsachen. Denn diese vergiften nur abfließende Bächlein, jener

aber die Quelle selbst. Salomon sagt: „Einer Quelle, die ein Fußtritt getrübt, und einem verderbten Brunnen gleich ist der Gerechte, der in seiner Sache gegenüber dem Gottlosen sein Recht verliert."

Das Richteramt steht in einer vierfachen Beziehung, nämlich erstens zu den Rechtsparteien, zweitens zu den Rechts-Anwälten, drittens zu den Secretären und Gerichtsdienern, und viertens nach oben zu dem Fürsten oder der Staatsregierung.

Zuerst also über die Rechtsparteien und ihre Proceßsache. Es gibt Richter, wovon die Schrift sagt, daß sie das Recht in Wermuth verkehren. Es gibt aber auch Richter, die es in Essig verkehren. Denn die Ungerechtigkeit macht es bitter, langwierige Verzögerung macht es sauer.

Ein tüchtiger Richter arbeitet vor Allem dahin, daß List und Gewalt aus dem Spiele bleibt. Die Gewalt ist um so verderblicher, je offener sie sich geltend macht, und die List, je versteckter und geheimer sie sich hält. Auch gibt es wohl Zänkereien vor Gericht; solche müssen ausgetrieben werden wie der Rausch von Betrunkenen.

Der Richter soll sich zum gerechten Urtheil den Weg bereiten, wie ihn Gott bereitet, nach den Worten: „Die Thäler sollen ausgefüllt, und die Berge und Hügel erniedrigt werden." In gleicher Weise, wenn

der Richter sieht, wie auf einer der beiden Seiten gleichsam die Faust erhoben wird, als da geschieht durch ungestümes Vorgehen, boshafte Ränke, merkbares Zusammenhalten, Vorschub von Mächtigen, Ungleichheit der Anwälte und ähnliche Einwirkungen: so erweiset sich leuchtend die Tüchtigkeit des Richters, wenn er ausgleichet, was ungleich ist, und sich gleichsam einen ebenen Boden gründet, auf dem er sein Urtheil aufstellen kann.

Wer die Nase zu heftig putzt, zieht Blut heraus, und wenn die Weinkelter zu stark geschraubt wird, so kommt herber Wein hervor, der nach den Kernen schmeckt. Daher sollen sich die Richter hüten vor zu scharfer Auslegung der Gesetze und vor weit hergeholten Folgerungen und Hineinlegungen. Denn es gibt keine ärgere Tortur, als die Tortur der Gesetze. Vorzüglich soll bei den peinlichen Strafgesetzen darauf geachtet werden, daß nicht diejenigen Bestimmungen, die zum Abschrecken erlassen sind, geradezu in Härte verkehrt werden, und daß sie nicht über das Volk jenen Regen ergießen, wovon die Schrift sagt: „Es wird Fallstricke herabregnen.“ Denn wenn die peinlichen Gesetze zu streng und scharf vollzogen werden, so sind sie einem Regen von Schlingen gleich, der über das Volk herabfällt. Daher mögen solche Gesetze, wenn sie eine Zeit lang geschlafen oder für die gegen=

wärtigen Zeiten weniger angemessen sind, von verständigen Richtern in ihrer Vollstreckung beschränkt werden. Sind es nun gar hochpeinliche Sachen mit Todesstrafe, so geziemt es den Richtern, soweit es nur eben das Gesetz zuläßt, beim Urtheilsspruche zugleich der Barmherzigkeit zu gedenken, und die Sache selber zwar mit aller Strenge, die Person aber nicht ohne menschliches Mitleid anzusehen.

Was zweitens das Verhältniß zu den Sachwaltern oder Advokaten angeht, die den Proceß führen, so ist beim Verhöre der Sache Geduld und Ernst die Hauptaufgabe der Gerechtigkeit. Ein Richter, der häufig Zwischenreden macht, ist keine wohltönende Cymbel. Es gereicht dem Richter nicht zur Ehre, wenn er irgend etwas bei einer Sachverhandlung zuerst entdeckt haben will, und selber vorwegnimmt, was er später zu seiner Zeit von den Sachwaltern besser hätte hören können; oder wenn er die Beweisführungen und Folgerungen der Anwälte zu schnell unterbricht, um etwa seine Geistesschärfe an den Tag zu legen; oder wenn er durch Fragen, sollten sie auch zur Sache gehören, schon im voraus Informationen und nähere Auskünfte sammelt.

Der Richter hat bei der Gerichtsverhandlung eine vierfache Aufgabe: nämlich die Reihenfolge der Beweisführungen zu ordnen; bei den Sachwaltern und

Zeugen die Weitschweifigkeit, Wiederholungen und zur Sache nicht gehörigen Reden einzuschränken; sodann von Allem, was vorgebracht worden, das eigentliche Mark, d. i. das Wesentliche und Maßgebende, zu recapituliren, zu sondern und unter sich zu vergleichen; und endlich den Rechtsspruch zu fällen. Was über dieses hinausgeht, ist zu viel, und hat seine Veranlassung entweder in der Eitelkeit und Redesucht des Richters, oder in seiner Ungeduld für das Anhören, oder in der Schwäche seines Gedächtnisses, oder in dem Mangel an ruhiger und gleichmäßiger Aufmerksamkeit.

Wie oft geschieht es, daß man sein Wunder sehen kann, wie viel die Kühnheit und Dreistigkeit der Advokaten über den Richter vermag, während umgekehrt die Richter, zur Nachahmung Gottes, auf dessen Richterstuhle sie sitzen, die Hochmüthigen niederdrücken und die Niedrigen erheben sollten. Aber noch ärger ist es, wahrzunehmen, wie Richter einzelne Advokaten vor allen andern bevorzugen und ihnen handgreiflich sich übermäßig günstig erweisen, was natürlich den Advokaten ihr Einkommen steigert und vervielfacht, aber auch gegen den Richter den Argwohn der Bestechlichkeit und der heimlichen Zugänglichkeit erweckt.

Wohl aber gebührt dem Sachwalter von Seiten des Richters Lob und Anerkennung, wenn er seine

Sache gut behandelt hat, zumal wenn dieselbe hinfällig geworden; denn dadurch wird bewirkt, daß der Client eine gute Meinung von seinem Advokaten bewahrt und zugleich seine eigene vorgefaßte Meinung über seine Proceßsache fallen läßt. Anderseits aber ist es auch der Richter dem Gemeinwesen schuldig, in maßvoller Weise eine tadelnde Aeußerung gegen die Advokaten zu machen, wenn dieselben gar zu schlaue Mittel in Anwendung bringen, oder auch wenn sich bei ihnen Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit zeigt, oder ungenügende Informirung, oder übertriebenes Ungestüm, oder Unverschämtheit in der Vertheidigung.

Der Advokat aber seinerseits ist es dem Richter schuldig, daß er sich nicht in murrender und ungeziemender Weise gegen ihn äußere und nicht durch verschmitzte Wendungen die Sache wieder aufgreife, nachdem der Richter bereits gesprochen hat. Anderseits soll der Richter sich nicht mitten in die Verhandlung, wo sie noch keineswegs durchgesprochen ist, hineindrängen und soll dem Clienten keinen Anlaß geben, sich zu beklagen, daß seine Vertheidiger und Beweise nicht vollständig angehört worden seien.

Was drittens die Secretäre und Gerichtsdiener angeht, so ist zu beachten, daß der Sitz der Gerechtigkeit gleichsam ein geweiheter und geheiligter Ort ist, wo nicht nur der Sitz selbst, sondern auch die Bänke und die

ganze Umgebung rein von Aergerniß und Bestechung bleiben sollen. Denn, wie die Schrift sagt: man sammelt keine Trauben von den Dornen. So kann auch die Gerechtigkeit ihre edlen Früchte nicht hervorbringen zwischen Disteln und Dornengestrüpp von habgierigen und gewinnsüchtigen Schreibern und Dienern. Es gibt verschiedene Arten solcher verderblichen Anhängsel der Gerichtshöfe, die sich aber alle darin begegnen, daß sie lediglich ihren Gewinn oder Vortheil suchen, wie Schmarotzerpflanzen die Gerichte umstricken, die Processe verwickeln und vermehren, und das Volk aussaugen. Dagegen ist ein alterfahrener, mit früheren Gerichtsverhandlungen vertrauter, in Abfassung der Schriftstücke sorgfältiger, und in seinen Gerichtsgeschäften eifriger Secretär ein trefflicher Finger des Gerichtes und zeigt dem Richter selbst oft den rechten Weg.

Was endlich viertens den Landesfürsten oder die Staatsregierung angeht, so sollen die Richter vor allem den letzten Satz der römischen zwölf Tafeln fest im Gedächtniß bewahren, der da heißt: „Das Wohl des Volkes ist das höchste Gesetz", und sollen es für gewiß halten, daß Gesetze, wenn sie nicht auf dieses Ziel hin gerichtet sind, nichts anderes als Fallstricke und übel inspirirte Orakelsprüche sind. Daher ist es gut und förderlich, wenn der Fürst oder die Regie-

rung öfter mit den Richtern zu Rathe geht, und anderseits die Richter sich öfter an den Fürsten oder die Regierung wenden; ersteres, wenn bei Staatsberathungen eine Rechtsfrage sich einstellt; letzteres, wenn bei Gesetzessachen sich vom richterlichen Standpunkte Staatsbedenken erheben. Denn es trifft sich nicht selten, daß eine Gerichtssache, die sich zunächst nur auf das Mein und Dein bezieht, dennoch durch ihre Consequenzen in wichtige Staatsverhältnisse einschlägt. Ich rechne aber zu Staatsverhältnissen nicht etwa bloß, wenn etwas in die Regalien oder obersten Regierungsrechte eingreift, sondern auch, wenn etwas eine unsichere Neuerung oder ein gefährliches Beispiel nach sich zieht, oder wenn irgend ein größeres Interesse des Volkes dadurch belastet wird. Es ist eine höchst beschränkte Ansicht, wenn man meinen wollte, gerechte Gesetze vertrügen sich nicht immer mit der Politik und wahren Staatsweisheit. Diese beiden sind wie Geist und Nerven, wovon Eines durch das Andere bewegt wird.

VIII.

Ueber Ehre und Ansehen.

Um zu Ehren und Ansehen zu gelangen, ist der wahre und bestgerechte Weg, daß man seine wirklichen Tugenden und Fähigkeiten in rechter Weise und unverkürzt zu Tage treten lasse. Es gibt nämlich Manche, die bei ihrem Streben nach Ruf und Ehre sich wie Freier benehmen, oder auch wie Jäger. Solche Menschen können zwar erreichen, daß sie im Tagesgespräche vielfach gerühmt werden, aber innere Hochachtung des Herzens finden sie nicht. Andere dagegen haben die Eigenheit, daß sie ihre Tüchtigkeit, während sie dieselbe an den Tag legen, zugleich verdunkeln und irgend wodurch in Schatten stellen, woher es denn kommt, daß sie in der öffentlichen Meinung niedriger stehen, als es ihren Verdiensten gebührt.

Wenn Jemand eine Sache unternimmt und zugleich durchführt, die früher noch gar nicht versucht, oder wenn sie versucht wurde, wieder aufgegeben und im Stiche gelassen worden, oder auch vielleicht zu Ende geführt wurde, aber minder geschickt und glücklich, so wird ein Solcher zu größerer Ehre gelangen, als wenn er etwas vollbracht hätte, was an und für sich viel

schwieriger und wichtiger gewesen, wobei er aber nur in die Fußstapfen eines Andern getreten und nicht darüber hinausgegangen wäre.

Wenn Jemand sein Handeln so geschickt zu ordnen und zu mäßigen weiß, daß er zugleich den etwaigen Parteien und Verbindungen im Volke Genüge leistet, so wird der Einklang des Beifalls desto vollkommener sein.

Derjenige weiß mit seiner Ehre gar nicht klug und sorgsam zu wirthschaften, der beliebig solche Dinge unternimmt, wobei es eine größere Unehre ist, nicht damit durchzukommen, als es Ehre bringt, seine Absicht zu erreichen.

Eine Ehre, die zur Vergleichung mit Andern führt und gegen diese das Uebergewicht findet, hat gar lebhaften Widerschein, ähnlich wie ein Diamant oder Karfunkel, der in manchfache Ecken geschliffen ist. Daher gilt es, in solchen Fällen alle Kraft aufzubieten, um die etwaigen Nebenbuhler womöglich auch in Demjenigen zu übertreffen, worauf sich dieselben am meisten zu gute thun.

Diener und vertraute Hausgenossen, wenn sie klug und vorsichtig sind, können gar viel zur Förderung des Ansehens und der guten Meinung beitragen; daher sagt Q. Cicero: „Aller Ruf geht vom Hause aus."

Der Neid, der für die Ehre gleichsam Wurm und

Motte ist, wird am besten vernichtet, wenn einer die Ueberzeugung erweckt, daß er in Wahrheit mehr nach dem Verdienste, als nach dem Rufe strebe, und wenn er seine glücklichen Erfolge mehr der göttlichen Vorsehung und einem gewissen Glücke zuschreibt, als seinen eigenen Geschicklichkeiten oder Tugenden.

Die Stufen der Ehrenstellungen in der Staatsregierung können am füglichsten in folgende Ordnung gebracht werden. An erster Stelle stehen ohne Zweifel die ersten Gründer großer Reiche, wie ein Cyrus, Romulus u. a. An zweiter Stelle die großen Gesetzgeber, welche man auch die zweiten Gründer nannte oder die fortdauernden Herrscher, weil sie durch ihre Gesetze auch nach ihrem Tode die Staaten noch verwalteten; so ein Lykurgus und Solon. An dritter Stelle die Befreier oder Retter ihres Vaterlandes, welche langwierigen inneren Kriegen und Spaltungen ein Ende gemacht, oder ihr Vaterland von der Knechtschaft unter Fremden oder unter Tyrannen befreit haben. An vierter Stelle die Erweiterer und Vertheidiger des Staates, welche durch ehrenvolle Kriege die Grenzen des Reiches erweitert oder durch tapfere und rühmliche Gegenwehr den feindlichen Anfällen widerstanden haben. An letzter Stelle sodann die sogenannten Väter des Vaterlandes, die mit Gerechtigkeit regieren und, so lange sie leben, die Bürger

mit gesegneten Zeiten beglücken. Beispiele von allen solchen Männern gibt es nach der aufgestellten Ordnung mehr oder weniger.

Für diejenigen Ehren, welche den Untergebenen zustehen, lassen sich folgende Stufen aufzählen. Am höchsten stehen die Träger der Staatssorgen, diejenigen nämlich, auf deren Schultern die Fürsten die Hauptlast ihrer Regierungsgeschäfte niederlegen. Man nennt sie gewöhnlich die „rechte Hand“ des Fürsten. An zweiter Stelle die Kriegslenker, ich meine diejenigen, welche darin die oberste Führerschaft des Fürsten selbst vertreten. An dritter Stelle die Hofleute und Günstlinge, solche nämlich, die ihren Einfluß nicht weiter ausdehnen, als daß sie dem Fürsten wie vertraute Freunde tröstlich zur Seite stehen, ohne je dem Volke zu schaden. An vierter Stelle die tüchtigen Beamten und Geschäftsführer, welche die hohen Staatsämter bekleiden und sie mit Gerechtigkeit und Klugheit verwalten. Endlich gibt es noch eine besondere Art von Ehre, die nur selten vorkommt und doch unter die höchsten gerechnet zu werden verdient; es ist die Ehre derjenigen, welche sich freiwillig den höchsten Gefahren und selbst dem Tode weihen für das Heil des Vaterlandes, wie Regulus und die beiden Decier.

IX.

Vom Ehrgeiz.

Der **Ehrgeiz** ist der Galle zu vergleichen. Diese innere Feuchtigkeit macht die Leute thätig, rüstig, hurtig und behende, es sei denn, daß sie eine Verstopfung erleidet. Ist dieses aber der Fall, so daß sie nicht frei durchgehen kann, so wird sie brandig, und in Folge dessen bösartig und giftig. Aehnlich ist es mit den Ehrgeizigen. Wenn sie in ihrem Trachten und Bewerben keine Zurücksetzung erfahren, sondern immer im Fortschreiten bleiben, so sind sie mehr dienstbeflissen und allerwärts geschäftig, als gefährlich. Wenn sie aber in ihren Begehrungen gehemmt werden und sich öfter getäuscht sehen, dann lassen sie in ihrem Herzen Mißgunst und Neid aufkommen und sehen Alles, sowohl Sachen als Personen, mit scheelen Augen an, und haben nur dann eine recht innerliche Freude, wenn es Jemanden mit seinen Sachen schief geht. Ein solcher Charakter verträgt sich mit einem Fürsten- oder Staatsdiener ganz und gar nicht. Sollte aber ein Fürst mit solchen Männern zu thun haben, so würde er sorgen müssen, daß dieselben immer vorwärts, nie rückwärts gingen. Da sich das aber ohne anderweitige Benachtheiligung nicht

durchführen läßt, so ist es besser, sich von solchen ehrgeizigen Naturen ganz frei zu halten. Denn wenn sie mit ihrem Dienste nicht höher steigen, so werden sie es darauf anlegen, daß mit ihrer Person zugleich ihr geleisteter Dienst zusammenbricht und Verwirrung nach sich zieht.

Da wir nun aber gesagt haben, daß man Ehrgeizige gar nicht heranziehen soll, außer im Falle dringender Noth, so gebührt es sich, dergleichen Fälle näher zu besprechen.

Tüchtige Feldherren und Kriegsobersten sollen immerhin willkommen sein, wenn sie auch ehrgeizig sind; denn der Nutzen, den sie durch ihre militärische Stellung leisten, ersetzt das Uebrige. Dagegen Soldaten werben, die gar nichts von Ehrgeiz in sich tragen, ist ebenso viel, als wenn man dem Reiter die Sporen abnähme. — Ein anderer Gebrauch, wozu die Ehrgeizigen dienen können, besteht darin, daß sie für den Fürsten gleichsam die Stelle eines Schirmes vertreten, gegen Anfeindung und Gefahr; denn zu dieser Rolle wird sich nicht leicht einer hergeben, wenn er nicht wie eine geblendete Taube ist, die darum in die Höhe fliegt, weil sie nicht um sich blicken kann. — Noch ein anderer, nicht geringer Vortheil, den Ehrgeizige leisten können, besteht darin, daß sie den Großen und Uebermächtigen im Staate die Flügel beschneiden und ihren zu großen Einfluß hemmen.

Nachdem wir so unter gewissen Bedingungen die Zulassung von Ehrgeizigen anerkannt haben, müssen wir auch angeben, in welcher Weise man dieselben zu zügeln und zu beschränken hat, damit möglichst wenig Gefahr von ihnen zu befürchten ist. Die Gefahr wird geringer sein, wenn sie aus niedrigem Stande emporgekommen, als wenn sie aus vornehmerm Geschlechte sind; ferner, wenn sie in ihrem Benehmen mehr herb und abstoßend sind, als wenn sie sich gefällig und populär erweisen; endlich, wenn sie erst seit kurzer Zeit zu Ehren gelangt, als wenn sie in ihren Ehren schon eingealtert und gleichsam verschanzt sind.

Es wird zwar gewöhnlich als Zeichen von Schwäche bei Fürsten angesehen, wenn sie gewisse Günstlinge und Vertraute zur Seite haben; aber, wenn man die Wahrheit sagen soll, so gibt es kein besseres Mittel gegen allzugroße Macht der hohen Würdenträger und Beamteten. Denn wenn die Gelegenheit zu nützen und zu schaden in der Hand eines Günstlings liegt, so wird es nicht leicht vorkommen, daß einer aus den Vornehmen auf seine Macht zu trotzen anfange.

Eine andere gar nicht üble Art, die Ehrgeizigen in Schranken zu halten, besteht darin, daß ihnen durch andere gleich Ehrgeizige das Gegengewicht gehalten wird. Dazu bedarf es aber einer Anzahl von gemäßigten Räthen, welche die Mittelstellung einnehmen,

damit nicht Parteibildungen Alles verderben. Denn ohne diese Zulast wird das Schiff gar sehr in's Schwanken kommen. Auch können allenfalls etliche Personen niedrigeren Standes vom Fürsten herangezogen und gehörig ermuthigt werden, damit sie gleichsam zu Peitschen für die Ehrgeizigen werden.

Was die Meinung angeht, man solle bei Ehrgeizigen die Vorstellung erwecken, daß sie ihrem Sturze nahe seien, und sie auf diese Weise in Schranken halten, so mag das wohl seinen guten Erfolg haben, wenn dieselben von furchtsamer Natur sind; sind sie aber entschlossen und kühn, so werden ihre Wagnisse und Intriguen nur desto schneller zum Ausbruch kommen, und es wird nicht ohne Gefahr ablaufen. Sollte es die Nothwendigkeit erfordern, sie wirklich fallen zu lassen und zu beseitigen, und sollte es nicht recht sicher sein, solches sofort und plötzlich auszuführen, so wird es am besten sein, ihnen wechselweise, bald mit Gunstbezeigungen, bald mit Versagungen zu begegnen, so daß sie verdutzt und verwirrt werden, indem sie nicht wissen, was sie zu erwarten haben, und so gleichsam in einem Walde umherwandern.

Was die verschiedenen Arten von Ehrgeiz angeht, so ist das Bestreben, in hohen und wichtigen Dingen den Vorrang zu haben, minder gefährlich, als die Sucht, sich in Alles und Jedes einzumischen; denn

das Letztere bringt Verwirrung in die Rathschläge und verdirbt den ganzen Geschäftsgang. Auch ist weniger Gefahr vorhanden, wenn der Ehrgeizige in seinem Verhalten heftig und barsch ist, als wenn er sich gefällig zu machen weiß und großen Anhang hat. Wer zwischen tüchtigen und für ihre Geschäfte gewachsenen Männern sich hervorzuthun bemühet, der legt es allerdings auf etwas Großes an; jedoch kommt es dem Gemeinwohle zu Gute. Wer aber mit Intriguen darauf ausgeht, redliche Männer zu unterdrücken, um selber gleichsam allein unter Ziffern eine Zahl auszumachen, der ist wie eine Seuche und Plage seiner Zeit.

Die Ehrenstellung ist mit dreierlei Vortheilen begabt: mit der Macht, sich wohlverdient zu machen; mit dem leichten Zutritt zu hohen Herren, und mit der Gelegenheit, sich großes Vermögen zu verschaffen. Wer von diesen Dreien bei seinen Bestrebungen den besten Theil in's Auge faßt, der ist ein wackerer Mann. Und der Fürst, der diese drei Absichten bei seinen Dienern zu erkennen und zu unterscheiden weiß, ist ein kluger Fürst. Im Allgemeinen aber und grundsätzlich sollen Fürsten sich solche Diener auserwählen, die von Pflichtgefühl, und nicht von Ehrgeiz geleitet werden, und die ihre Berufsgeschäfte ergreifen und lieben um des Gewissens willen, nicht aber um damit großzuthun.

X.

Von der Schlauheit.

Schlauheit ist eine Abart von Klugheit. Aber gewiß ist es, daß zwischen einem Schlauen und Klugen ein großer Unterschied stattfindet, nicht nur in sittlicher Beziehung, sondern auch hinsichtlich der geistigen Befähigung. Es gibt Leute, welche die Karten mit einer gewissen Kunstfertigkeit zu mischen verstehen, aber dennoch keine geschickte Spieler sind. So gibt es auch Manche, die im Rotten- und Parteiwesen geschickte und vielvermögende Führer abgeben, anderweitig aber wenig Einsicht und Urtheil besitzen. Auch ist es eine andere Sache, auf die Eigenthümlichkeiten und Sitten der Personen sich zu verstehen, und eine andere, deren Angelegenheiten und Geschäfte gehörig zu kennen. Denn es gibt gar Viele, die in dem Zutritt zu Personen, in der rechten Wahl der Zeit und Umstände ganz durchtrieben sind, aber für den wesentlichen Theil der Geschäfte gar wenig Sinn und Verstand haben. Diese Eigenheit findet sich besonders bei Solchen, die sich hauptsächlich durch persönlichen Verkehr fortgebildet und keine gründlichen wissenschaftlichen Studien gemacht haben. Daher müssen sie auch mehr bei ge-

schäftlichen Angelegenheiten, als bei Berathungen verwendet werden, sowie sie auch durchgehends nur auf bestimmten, oft von ihnen betretenen Wegen geeignete Dienste leisten. Laß sie mit unbekannten Personen in Verkehr treten, so verläßt sie all' ihr Geschick. Weil aber solche Schlauköpfe eine gewisse Aehnlichkeit mit den Vor- und Aufkäufern von alltäglichen Verkaufsgegenständen haben, so wird es nicht unpassend sein, ihre Bude näher zu durchsuchen und offenzulegen.

Zu den Wegen der Schlauheit kann gerechnet werden, wenn einer das Gesicht dessen, mit dem er spricht, scharf beobachtet. Denn es gibt Manche, und zwar gerade unter den Vorsichtigeren, die ihr Herz nicht leicht öffnen, sondern im Dunkel halten, aber in ihrem Antlitz gleichsam durchsichtig sind. Der Schlaue nun weiß solche Beobachtung fast unmerklich zu halten, indem er dabei die Augen abwechselnd ganz bescheiden vor sich niedersehen läßt.

Eine andere Schlauheit, besonders wenn einer seine Sachen schnell und leicht abgemacht wissen will, besteht darin, daß er über irgend eine andere Geschäftssache das Gespräch beginnt, um auf diese Weise die Person, mit der verhandelt wird, vorweg in Anspruch zu nehmen und dadurch zu verhüten, daß sie nicht Zeit und Ruhe gewinnt, um mit allerlei Einwendungen und Bedenken bei der Hand zu sein.

Dasselbe wird erreicht durch eine Art von plötzlichem Ueberfall, indem man seine Sache vorbringt, wo die Person, mit der man zu verhandeln hat, gerade zu etwas Anderem Eile hat und sich nicht gerne mag aufhalten lassen, um den Gegenstand näher zu besprechen und in Erwägung zu ziehen.

Wenn einer die Absicht hat, irgend eine Sache, die ein Anderer vielleicht mit glücklichem Erfolge vorgebracht haben würde, zu hintertreiben, so wird der Schlaue sich stellen, als ob er selbst für die Sache ganz eifrig gestimmt sei, und wird sie dann selber zum Vortrage bringen, aber freilich in solcher Weise, daß er sie gerade dadurch zum Falle bringt.

Zu den Mitteln der Schlauheit gehört auch ein plötzliches Abbrechen mitten im Reden, gleich als wenn man sich selbst erfasse und zurückhalte; denn dadurch wird bei dem, mit welchem man redet, das Verlangen gesteigert, weiter nachzuforschen. Weil aber das, was durch Befragung herausgebracht wird, einen nachhaltigeren Eindruck macht, als was freiwillig angeboten wird, so läßt sich ein solches Fragen auch heranlocken, indem man eine ungewohnte Gesichtsmiene annimmt, um dadurch dem Andern Gelegenheit zu der Frage zu geben, was es denn mit solcher Veränderung des Gesichtes zu bedeuten habe.

In zweifelhaften und unangenehmen Sachen ist es

ein Kunstgriff der Schlauheit, die erste Kundgebung davon irgend einen Andern machen zu lassen, dessen Worte weniger Gewicht haben, und dann mit der gewichtigeren Stimme gleichsam wie aus einem Hinterhalte nachzurücken, als ob man zufällig herzutrete und über den Gegenstand befragt würde, den der Andere bereits zur Sprache gebracht.

In Sachen, die man nicht gerne auf seine eigene Person nehmen will, ist es bequem, den Namen des Volkes zu erborgen und etwa zu sagen: „Es geht im Volke das Gespräch"; oder „Allgemein verlautet es", und dergleichen.

Ich habe Jemand gekannt, der in seinen Briefen und schriftlichen Mittheilungen immer das, was gerade eine Hauptsache war, in ein Postscriptum brachte, als wäre es beinahe von ihm gar nicht beachtet worden.

Ebenso habe ich Jemand gekannt, der, wenn er mit einem Andern etwas zu besprechen hatte, bei seinem Besuche das, worum es ihm gerade zu thun war, ganz zu übergehen pflegte, sich sodann entfernte, aber gleich wieder umkehrte und nun erst seine Sache zur Erwähnung brachte, gleich als wäre sie ihm beinahe aus dem Gedächtniß gekommen.

Andere machen, daß sie zu einer Zeit, wo es wahrscheinlich ist, daß die Person, worauf sie es abgesehen, zu ihnen kommen werde, den Schein haben, als wenn

sie plötzlich überrascht würden, indem sie sich mit irgend einem Schriftstück in der Hand oder mit irgend etwas Ungewöhnlichem beschäftigt finden lassen, um so über Dinge befragt zu werden, die sie in Wahrheit selber das Verlangen haben auszusprechen.

Eine ganz abgefeimte Art von Schlauheit ist es, wenn Jemand gewisse Aeußerungen und Ausdrücke sich gleichsam entfallen läßt, von denen er hofft und wünscht, daß der Andere, den er verstricken will, sie aufgreift und gelegentlich als seine eigenen gebrauchen wird, und zwar alsdann zu seinem eigenen Schaden und Falle.

Eine ähnliche Art von Verschlagenheit ist es, wenn Jemand seine eigenen verfänglichen Worte, die er im Gespräch mit einem Andern eingemischt hat, diesem Andern in den Mund legt und ihn dadurch in Verstrickung bringt. In Wahrheit ist es dann auch schwer, genau herauszubringen, wer von Beiden in dem eifrigen Zwiegespräche zuerst mit dergleichen Aeußerungen den Anfang gemacht habe.

Sehr häufig geschieht es, daß Jemand in versteckter Weise seine Pfeile seitwärts auf Andere abschießt, indem er sich selbst rechtfertigend in verneinenden Ausdrücken redet, und etwa sagt: „Ich mache es nicht so und so; ich thue nicht dies und das", und damit deutlich genug auf gewisse Andere hinweiset, denen er solches auflastet.

Manche haben auch so viele Erzählungen und Geschichtchen bei der Hand, daß sich in ihren Absichten kaum etwas findet, was sie nicht in irgend ein Histörchen einzuwickeln wissen. Dadurch halten sie sich selber in größerer Sicherheit, indem sie nichts mit ausdrücklichen Worten behaupten, und bewirken zugleich, daß die Sache selbst mit größerem Vergnügen zur Kunde gebracht wird.

Eine gute Art von Schlauheit ist es, wenn einer die Antwort, die er zu erlangen wünscht, schon in einer bestimmten geordneten Wortverfassung anbringt. Denn dadurch bewirkt er, daß der andere Theil weniger nachzudenken hat und daher auch weniger in Zweifel und Bedenklichkeiten kommt.

Wunderlich ist es zu sehen, wie lange Manche nach der Gelegenheit suchen, dasjenige auszusprechen, was sie vorzubringen wünschen; in was für weitem Umkreise sie sich drehen, und wie mancherlei Anderes sie heranziehen, um endlich zu ihrem Zwecke zu kommen. Es gehört allerdings viel Geduld dazu, aber es ist etwas sehr Gewöhnliches.

Durch eine unerwartete und dreiste Frage kann bisweilen Jemand überstürzt und enthüllt werden. So hatte sich einmal einer einen falschen Namen beigelegt. Während er nun in einer Kirche, die er besichtigte, umherging, rief ihn von hinten ein Anderer

plötzlich mit seinem wahren Namen an, und siehe da, gleich blickte er rückwärts.

Doch dergleichen kleinere Schlauheiten und Kunstgriffe gibt es unzählige. Es wäre nicht übel, wenn Jemand ein recht ausführliches Verzeichniß derselben anlegte. Denn nichts ist so schädlich und störend, als daß so vielfach die Schlauen als wahrhaft Kluge und Einsichtsvolle betrachtet werden. Salomon aber sagt: „Der Kluge gibt Acht auf seine Schritte; der Thor wendet sich zu Listen."

XI.

Ueber Neuerungen.

Gleich wie frische Geburten für den ersten Anblick etwas Unförmliches an sich tragen, so pflegt es auch mit neuen Einrichtungen und Satzungen zu ergehen, die gleichsam Geburten der Zeit sind. Und dennoch, wie Diejenigen, welche zuerst in ihre Familie Ehren und Ansehen einführen, ihren Nachkommen meist an Verdienst und Würde vorleuchten, so übertreffen auch meist die ersten Formen und Anlagen von Sachen, wenn sie anders glücklich entworfen sind, die Nachahmung der späteren Zeit. Denn das Verkehrte in

der menschlichen Natur nimmt gewöhnlich den Lauf einer natürlichen Bewegung, die mit dem weiteren Fortgange stärker wird; das Gute dagegen ist gewöhnlich im ersten Anlauf am stärksten, gleich den Bewegungen, die gewaltsam erregt werden. Sicherlich ist jede Arznei eine Art von Neuerung, und wer nichts von neuen Heilmitteln wissen will, der muß neuer Uebel gewärtig sein. Denn die ergiebigste Quelle von Neuerungen ist die Zeit. Und wenn nun die Zeit schon durch ihren bloßen Verlauf Alles zum Schlechteren kehret, anderseits aber es an Vorsicht und Thätigkeit fehlt, um eine Wendung zum Bessern zu geben, wo wird da ein Ende des Uebels sein?

Allerdings muß zugegeben werden, daß dasjenige, was durch Gewohnheit sich befestigt hat, auch wenn es minder gut ist, doch für die Zeitverhältnisse angemessen sein kann, und daß dasjenige, was gleichsam in gemeinsamem Flußbette seinen Lauf gehalten, sich allmählich mit einander in einen festen Verband gesetzt hat, wohingegen Neues mit dem Alten sich nicht so gleich und so völlig zusammenpaßt und vereinigt. Denn wenn das Neue auch sein Gutes hat, so bringt es doch auch eben durch seine Neuheit und Ungleichförmigkeit einige Verwirrung mit sich. Neuerungen sind gleichsam wie Ausländer und Fremdlinge, die man mehr mit Verwunderung als mit Zuneigung betrachtet.

Das alles muß zugegeben werden, und würde ganz richtig sein, wenn die Zeit selber stillstände. Diese aber geht unermüdlich ihren unaufhaltsamen Kreisgang. Daher kommt es, daß ein rücksichtsloses und hartnäckiges Festhalten einer Gewohnheit eine bedenkliche und gefährliche Sache ist, ebenso wie Neuerung, und daß diejenigen, welche mit übertriebener Verehrung am Alten hangen, zum Gespötte der Gegenwart werden. Man wird also klug und umsichtig handeln, wenn man sich bei Neuerungen die Zeit zum Musterbilde nimmt. Die Zeit nämlich führt am meisten Neuerungen herbei, aber ganz still, allmählich und unvermerkt. Denn davon kann man überzeugt sein, daß das, was neu ist, immer gegen Hoffen und Erwarten auftritt und dem Einen irgend einen Vortheil zuführt, dem Andern dagegen einen entzieht. Wer den Vortheil ärntet, wird dem Glück und der Zeit Dank sagen; wer aber Schaden findet, wird den Urheber der Neuerung des Unrechts zeihen.

Dabei ist es besonders als rathsam zu erachten, daß man für die Heilung eines Staatskörpers, wenn nicht eine dringende Nothwendigkeit oder handgreifliche Nützlichkeit vorliegt, sich nicht mit allerlei neuen Experimenten befasse. Man hat vielmehr auf's sorgfältigste darauf zu sehen, daß wahre Liebe zur Verbesserung den Grund der Neuerung bilde, nicht aber

Liebe zur Neuerung einen Vorwand zur Verbesserung hergebe. Vielmehr soll man jede Neuerung, die man vielleicht nicht länger zurückweisen kann, doch immer für eine verdächtige Sache ansehen. Kurz, man bedenke das Wort der Schrift: „Laßet uns stehen auf den alten Wegen, und Umschau halten, welcher Weg gut und recht sei, und dann darauf wandeln.“

XII.

Vom Parteiwesen im Staate.

Es ist eine sehr gewöhnliche, aber durchaus nicht gegründete, sondern verkehrte Ansicht, daß ein Fürst in der Regierung seines Staates, und ein großer Mann in der Maßnahme seiner Handlungen sich vorzüglich nach den jedesmaligen Parteien richten müsse, die den größten Anhang und Einfluß hätten. Ja man hat solches für den wesentlichsten Theil der Vorsicht und Klugheit gehalten, während doch umgekehrt die wahre Weisheit und Meisterschaft darin besteht, daß man solche Anordnungen trifft, die für Alle ein gleiches Interesse haben und den verschiedenen Parteien einen gemeinsamen Boden geben, oder aber, daß man sich in Fühlung mit den Einzelnen setzt

und sich mit ihnen zu benehmen und sie zu gewinnen weiß.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man eine angemessene Berücksichtigung der Parteiverbindungen gänzlich unterlassen soll. Männer von geringerer Stellung und Geltung müssen allerdings, wenn sie sich emporschwingen wollen, sich irgend einer Partei anschließen; für Höhere jedoch, die schon längst in Ehre und Macht stehen, ist es gerathener, sich im Ebenmaß zu halten und nach keiner Partei sich vorwiegend hinüberzuneigen. Ja selbst bei solchen, die noch im Streben sind, muß der Anschluß an eine Partei so vorsichtig gehandhabt werden, daß man zwar der einen Partei angehört, aber bei der entgegengesetzten sich doch durchaus nicht gehässig macht. Auf diese Weise bahnt sich der Weg zu Ehren mitten durch die Factionen hindurch.

Eine geringere und schwächere Partei ist meistens in ihrer Verbindung fester, entschlossener und beharrlicher; und es läßt sich nicht selten wahrnehmen, daß Wenige durch ihre Entschlossenheit und hartnäckige Ausdauer eine weit zahlreichere, aber mehr gemäßigte Partei zuletzt abmüden und aus dem Felde schlagen.

Wenn von Parteien die eine zum Fall gebracht worden, so geschieht es gewöhnlich, daß diejenige, welche die Oberhand behalten, sich in neue Parteien spaltet.

So hielt sich die Partei des Lucullus und der Optimaten gegen die Partei des Pompejus und Cäsars eine geraume Zeit hindurch in hohem Schwunge; als aber das Ansehen des Senates und der Optimaten unterdrückt ward, ging die Faction des Pompejus und Cäsar sofort in Spaltung über. Ebenso erging es mit der Parteiverbindung des Antonius und Octavianus gegen Brutus und Cassius; sie hielt eine Zeit lang Stand, ging aber sehr bald auseinander, sobald das Heer des Brutus und Cassius vernichtet war. Man wird sagen: diese Beispiele gehören dem Kriegswesen an. Aber in bürgerlichen Verhältnissen ist es nicht anders. Und so geschieht es denn oft, daß diejenigen, welche früher gleichsam nur die zweite Rolle spielten, nach Zerspaltung der Partei an die Spitze treten. Ebenso oft findet sich aber auch, daß sie gänzlich ihre Geltung und Stärke verlieren; denn es gibt sehr viele, die nur in der Opposition stark sind; hört diese auf, so werden sie alsbald lahm und werthlos.

Sehr beachtenswerth ist eine andere Erscheinung, die sich gleichfalls oft findet, nämlich die, daß so sehr viele, wenn sie ihren Zweck erreicht und die gewünschte Stellung erlangt haben, sich alsobald der entgegengesetzten Partei gefällig zu machen suchen, indem sie meinen, bei der andern Partei seien sie längst der An-

hänglichkeit und Unterstützung sicher; daher gelte es nunmehr, neue Freunde zu gewinnen.

Sehr oft ist es ein Verräther, der bei Parteibestrebungen zuletzt die Spitze gewinnt. Wenn nämlich die Sache längere Zeit hindurch in der Schwebe gewesen und in einem gewissen Gleichgewichte gehangen hat, so gibt oft der Uebertritt eines Einzelnen zu der entgegengesetzten Partei den Ausschlag, und indem er so den Sieg an sich reißt, wird er von allen Seiten mit Gunst und Beifall überhäuft.

Das neutrale Verhalten gegen bestehende Parteien, wobei man sich zu keiner derselben mit voller Entschiedenheit hinneigt, kann nicht immer als Zeichen eines gemäßigten Geistes gelten; es geschieht oft aus schlauer Ueberlegung, mit dem Gefühle, daß sich jeder selbst am nächsten, und mit der Hoffnung, von beiden Parteien Vortheil zu ziehen.

Fürsten haben sich grundsätzlich zu hüten, daß sie nicht irgend einer Partei ihrer Untergebenen sich offen und förmlich anschließen. Denn geschlossene Parteibündnisse sind für monarchische Staaten immer verderblich; sie führen eine Verbindung ein, die sich über die Staatsverbindung und die Vereinigung mit dem Fürsten stellt, und so den Fürsten wie „Einen aus uns“ macht.

Wenn die Parteien mit gewaltsamer Hand und

öffentlich gegen einander auftreten, so ist das ein Zeichen, daß die Herrschergewalt des Fürsten am Wanken ist, und daß es mit seinem Ansehen und seiner Wirksamkeit übel bestellt ist. Die Parteibewegungen unter fürstlicher Regierung sollen ähnlich sein den Bewegungen der Planeten, die zwar ihre eigenen Bewegungen haben, aber zugleich in ihren Umdrehungen an den gemeinsamen Mittelpunkt gebunden bleiben.

XIII.

Von Aufruhr und Unruhen.

Es ist von hoher Wichtigkeit, daß die Hirten des Volkes die Vorzeichen von politischen Stürmen verstehen, die gerade dann am heftigsten eintreten, wenn sich in den Verhältnissen Alles zur Gleichheit gestaltet, in ähnlicher Weise wie die natürlichen Stürme zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen am stärksten werden. Wie man aber oft ein hohles und gleichsam aus weiter Ferne kommendes Blasen des Windes, und ebenso ein verstecktes Wallen des Meeres vor Ausbruch des Sturmes wahrnehmen kann, so verhält es sich auch mit anbrechenden politischen Stürmen, wie der Dichter sagt:

„Oft auch deutet es hin auf blintlings tobenden Aufruhr,
Auf Cabalengespinnst und still anschwellenden Kriegssturm."

Wenn Schmähschriften und vermessene bissige Reden gegen den Staat hin- und herfliegen und überhandnehmen, wenn lügenhafte Zeitungsberichte zur Herabwürdigung der Regierung allerwärts ausgesprengt und vom Volke gierig aufgefaßt werden, so sind das sichere Zeichen von nahem Aufruhr. Mit Recht ist die Bemerkung gemacht worden, daß zwischen thatsächlichem Aufruhr und aufrührerischen Gerüchten fast kein anderer Unterschied stattfinde, als zwischen Bruder und Schwester, zwischen Mann und Weib, besonders wenn das Unheil bis zu solchem Grade anwächst, daß die allerlöblichsten Maßregeln des Staates, die den vollsten Beifall selbst der großen Menge verdienten und einen vertrauensvollen Eifer des Volkes erwecken müßten, nach übler Seite hin ausgelegt und verleumderisch ausgebeutet werden. Denn solches erweiset ein angehäuftes Maß von Haß und Widerstreben; wie Tacitus sagt: „Hat man sich einmal großen Haß zugezogen, so bleibt keine Handlung ungetadelt, sie mag gut oder schlecht sein." Insofern aber dergleichen Reden und Auslassungen zu den Zeichen bevorstehender Unruhen gehören, folgt daraus noch nicht, daß eine gewaltsame Unterdrückung derselben als ein Mittel gegen den Ausbruch der Unruhen anzusehen sei.

Im Gegentheil, durch Verachtung derselben verschwinden sie meist am leichtesten, während ein geschäftiges Bemühen, sie zum Schweigen zu bringen, gewöhnlich nichts anders bewirkt, als daß sie desto länger andauern.

Auch in der Art und Weise, wie den ertheilten Anordnungen Folge geleistet wird, ist es ein verdächtiges Zeichen, wenn darauf die Worte des Tacitus passen, wo er sagt: „Sie thaten ihre Schuldigkeit, jedoch so, daß sie die Befehle der Vorgesetzten lieber nach eigener Weise auslegen, als einfach vollstrecken wollten.“ Ertheilte Befehle durchzuhecheln, zu bemängeln und zu bespötteln, was ist das anders, als am Joche rütteln und den Ungehorsam versuchen? besonders, wenn bei derartigen Besprechungen diejenigen, welche auf der Seite der Regierung stehen, zaghaftig und kleinlaut sprechen, die Gegner aber um so kecker und anmaßender.

Wenn ferner (wie Machiavelli treffend bemerkt) die Fürsten, welche sich wie allgemeine Väter verhalten sollen, sich einer einzelnen Partei anschließen, so ist das gerade so, als wenn ein Kahn sich allzusehr nach der einen Seite überneigt und dadurch zum Umsturz kommt. Denn wenn das Ansehen des Fürsten für die Sache der einen Partei einen Zuschlag gibt und mit ihr in eine nähere Verbindung tritt, als das gemeinsame Band des Staates reicht, so geht es mit dem Stande des königlichen Ansehens zur Neige.

Ferner wenn Zerwürfnisse und Spaltungen, Fehden und Factionen öffentlich und keck hervortreten, so ist das ein Zeichen, daß die Ehrfurcht gegen den Fürsten bei Seite gelegt wird. Denn die Bewegungen der Großen und Mächtigen im Lande sollen, wie gesagt, den Bewegungen der Planeten gleichen, die zwar ihre eigene Bewegung haben, aber in ihren Kreisungen von dem Hauptgestirn als erstem Bewegungsprincip festgehalten werden. Wenn daher die vornehmen Häupter sich von ihren eigenen Bewegungen hinreißen lassen und dabei nicht mehr des Herrschers gedenken, so müssen offenbar die Kreisungen in Verwirrung gerathen. Denn gerade die Ehrfurcht ist es, womit die Könige von Gott umgürtet werden, von demselben Gott, der auch drohet, diese Ehrfurcht ihnen wieder hinwegzureißen, indem er sagt: „Ich werde lösen die Gürtel der Könige."

Ferner, wenn eine der vier Säulen des Reiches, die da sind die Religion, die Justiz, der Rath und der Wohlstand, erschüttert wird und in's Wanken geräth, so ist es Zeit, durch Gebet um gut Wetter anzuhalten.

Doch damit wollen wir die Vorzeichen von bevorstehenden Unruhen abbrechen, wofür übrigens auch im Verlauf des Folgenden noch Manches zu näherer Beleuchtung sich ergeben wird, und wollen nun zuerst sprechen über die eigentliche Grundlage oder den Stoff

zu Unruhen, sodann über ihre nächsten Ursachen und Veranlassungen, und endlich Einiges über die Gegenmittel.

Die Grundlage oder den Stoff zu Unruhen gehörig zu erwägen, ist vor Allem wichtig und beachtenswerth. Denn der sicherste Weg, um Unruhen zu vermeiden, ist der, daß man den Stoff dazu hinwegräumt, insoweit es die Zeitverhältnisse zulassen. Denn wenn der Zündstoff für eine Flamme bereit liegt, so kann Niemand leicht sagen, von wo der Funke entspringt, der den Brand entzündet.

Der Stoff für Unruhen ist ein doppelter: erstens Verarmung und Nothstand; zweitens Mißstimmung und Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsverhältnissen. Was das Erstere angeht, so ist es ganz gewiß, daß es ebenso viele Neigungen zu Unruhen gibt, als sich verarmte und zerrüttete Vermögensverhältnisse finden. Daher jene Worte des Lucanus über den Zustand des römischen Reiches kurz vor Ausbruch des Bürgerkrieges:

„Hier verschlingender Zins und schnell wegreißender Wucher,
Nirgend Vertrauen und Credit, doch Krieg für Viele willkommen."

Gerade das Wort „für Viele ein Vortheil im Kriege" ist ein sicheres Zeichen, daß der Staat für Unruhen und Aufruhr disponirt ist. Und wenn neben den erschöpften und zerrütteten Verhältnissen der Vornehmen und Großen zugleich ein Verarmen und Noth-

leiden im gemeinen Volke eintritt, so ist die größte Gefahr vorhanden. Denn Empörungen, die gleichsam vom Bauche ihren Ursprung nehmen, sind die allerärgsten.

Was zweitens die Entfremdung der Gemüther und die Unzufriedenheit mit den bestehenden Regierungs-Verhältnissen angeht, so ist es damit bei einem Staatskörper ähnlich wie bei dem natürlichen Leibe mit bösen Säften, welche geeignet sind, eine unnatürlich große Hitze zu veranlassen und Entzündungen zu erregen. Kein Fürst aber ermesse die Größe seiner Gefahr darnach, ob das, was die Gemüther des Volkes ihm abwendig macht, gerecht oder ungerecht sei; denn das hieße, dem Pöbel gar zu viel Ueberlegung zutrauen, der doch oft seinen eigenen Vortheil mit Füßen tritt. Ebenso wenig nehme er zum Maßstabe seiner Gefahr, ob die Beschwerden, woraus seine Mißliebigkeit hervorgegangen, von großer Bedeutung oder nur geringfügig sind. Denn keine Abneigung ist so gefährlich als diejenige, wobei mehr gefürchtet als unmittelbar empfunden wird. Im Schmerz gibt's ein Maß, im Fürchten nicht so. Ueberdieß werden bei großem Druck die Gemüther durch das, was ihre Geduld reizt, auch wieder gebrochen und niedergehalten. Aber ganz anders ist es mit der Furcht vor dem, was noch kommen kann. Auch möge der Fürst oder der

Staat die Unzufriedenheit der Gemüther und den herrschenden Unmuth darum nicht geringer anschlagen, weil schon öfter oder länger solche Unzufriedenheiten bestanden, ohne daß daraus dem Staate irgend ein Schaden erwachsen. Denn mag es immerhin sein, daß nicht jedes Gewölk in Sturm übergeht, so kann doch anderseits mit Sicherheit gesagt werden, daß Sturmwolken, wenn sie auch öfters vorübergehen, sich endlich zusammenballen und losbrechen. Ein Sprichwort sagt: „Zuletzt bricht das Seil durch eine leichte Spannung."

Die nächsten Ursachen und Veranlassungen zur Empörung sind hauptsächlich folgende: Neuerungen in Religionssachen; Abgaben und Steuern; Veränderung der Gesetze und Gewohnheiten; Abschaffung von alten Freiheiten und Rechtsprivilegien; allgemeiner Druck; Beförderung von Unwürdigen zu hohen Ehren und Aemtern; Fremde, die sich im Lande herumtreiben; Theuerung der Lebensbedürfnisse; willkürlich entlassene Kriegsleute; zur Verzweiflung gebrachte Parteien; endlich alles, was das Volk beleidigt und zugleich die Leute in gemeinsamer Sache vereinigt und zusammenrottet.

Was schließlich die Gegenmittel angeht, so lassen sich da allerdings manche Verhütungsregeln im Allgemeinen und Besondern aufstellen, worüber wir Eini-

ges sprechen wollen; die rechte Heilung aber muß sich nach der jedesmaligen besonderen Krankheit richten; und solche Mittel müssen daher der Berathung überlassen werden, statt unter allgemeine Regeln zu fallen.

Das erste Mittel wider den Aufruhr und der sicherste Weg, ihm vorzubeugen, besteht darin, daß man mit aller Mühe und Sorgfalt jene materielle Ursache zu Unruhen, worüber wir oben gesprochen, fernhalte oder beseitige; ich meine die Verarmung und den Nothstand der Bürger. Dazu ist erforderlich, daß man die Verhältnisse des Handels und Verkehrs in Freiheit und Gleichgewicht halte, vielseitige Kunst- und Handarbeiten einführe und pflege, alle Art von Müßiggang und Unthätigkeit aus dem Wege räume, Luxus und Verschwendung durch erschwerende Aufwandsgesetze in Schranken halte, Grundboden und Aecker in möglichst gewinnreichen Anbau bringe, für gewisse Verbrauchsgegenstände angemessene Preise aufrechthalte, Steuern und Auflagen mäßige, und dergleichen mehreres.

Auch soll man darauf achten, daß nicht der Zuwachs der Einwohner das Maß der Ernährungsfähigkeit überschreite. Jedoch ist dabei die Menge der Bewohner, in wie weit sie überfüllt sei oder nicht, durchaus nicht nach der Anzahl der Köpfe abzuschätzen; sondern es sollen diejenigen in geringerer Anzahl vor-

handen sein, die viel durchbringen und wenig aufbringen; denn solche zermergeln den Staat mehr, als eine große Menge von solchen, die mit mehr Sparsamkeit leben und sich Vermögen zu erwerben suchen. Daher wird durch Vermehrung des Adels und der höheren Würdenträger ein Staat in seinem Wohlstande mehr geschädigt, als durch verhältnißmäßige Zunahme des gemeinen Volkes. Dasselbe geschieht, wenn sich eine größere Anzahl den Studien widmet, als später durch entsprechende Anstellungen versorgt werden kann.

Auch darf nicht übersehen werden, daß für Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes der Gewinn von fremden Staaten bezogen werden muß, und daß es in dieser Hinsicht hauptsächlich drei Gewinnquellen im Verkehre der Völker gibt, nämlich der Rohstoff der Waaren, die Verarbeitung desselben, und der Transporthandel. Sind alle drei Räder in gutem Fortgang, so wird auch der Gewinn reichlicher strömen. Gewöhnlich aber geschieht es, daß der Gewinn der Verarbeitung und des Transportes den Werth des Stoffes übertrifft und dem Staate mehr Bereicherung zuführt, wofür die Niederlande ein Beispiel sind.

Vor allem aber und mit ganz besonderer Umsicht müssen die Obrigkeiten darüber wachen, daß die Geldschätze nicht bei einzelnen Wenigen gehäuft und gleichsam versteckt werden. Denn sonst könnte es leicht geschehen,

daß mitten zwischen Reichthümern das Gemeinwesen Hungers sterben müßte. Das Geld ist wie Dünger, der keine Frucht fördert, wenn er nicht über das Land ausgestreut wird. Zu diesem Zwecke ist besonders wirksam, wenn man die Schlünde des Wuchers, der Monopole und der unbebauten Gütercomplexe zu beseitigen oder doch möglichst einzudämmen sucht.

Was dann zweitens die Aufregung und Erbitterung der Gemüther angeht, um dieselben zu stillen oder doch wenigstens die Gefahren abzuwenden, die daraus entspringen, so ist es bekannt, daß es in jedem Staate zwei Hauptklassen von Unterthanen gibt: die hohen Vornehmen und das gemeine Volk. Ist nur Eine dieser beiden Klassen unzufrieden, so ist keine große Gefahr damit verbunden. Denn das gemeine Volk ist langsam in seinen Bewegungen und kommt nicht leicht zum Aufstand, wenn es nicht von Höherstehenden angestachelt wird. Diese aber sind ihrerseits machtlos, wenn das Volk nicht in sich selbst zum Aufstand geneigt und im voraus dafür zubereitet worden ist. Dann erst rückt wahrhaft die Gefahr heran, wenn die Mächtigeren warten, bis beim Volk die Wasser in Bewegung gerathen, um alsdann ihre inneren Anschwellungen loszulassen. Die Dichter erzählen, es hätten die hohen Himmelsbewohner sich einst verschworen, den Jupiter in Bande zu legen; als Jupiter dies

erfahren, habe er auf den Rath der Minerva den hunderthändigen Briareus herbeigezogen, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Ohne Zweifel kann dieses Sinnbild den Fürsten zur Mahnung dienen, wie sicher und heilsam es für sie sei, die Anhänglichkeit des Volkes, dessen Sinnbild Briareus ist, zu gewinnen und zu bewahren.

Heftig erregten und schwer erbitterten Gemüthern gegenüber einige Nachsicht und Geduld anzuwenden, damit die Erbitterung sich auskoche und gleichsam verdampfe, wenn sie nur nicht in Uebermuth und Frevelhaftigkeit ausartet, ist gewiß klug und nützlich. Denn wer am Körper die Feuchtigkeiten auf die inneren Theile zurückdrängt und die Wunde zwingt, das Blut in die Eingeweide zu ergießen, der zieht tödtliche Geschwüre und verderbliche Geschwulste zusammen.

Zur Besänftigung der Gemüther kann man füglich auch die Fabel vom Epimetheus in Erwägung ziehen; denn sie gibt ein Mittel an die Hand, dem nicht leicht ein anderes an vortheilhafter Wirkung gleichkommt. Als nämlich Epimetheus merkte, wie lauter Uebel und Elend aus der Büchse herausflatterte, drückte er schleunigst den Deckel drauf, und behielt auf dem Boden des Gefäßes die Hoffnung zurück. Gewiß, in kluger und geschickter Weise die Hoffnung zu nähren, sie einzuflößen, und die Leute von einer

Hoffnung zur andern hinzuleiten, ist eines der stärksten Gegenmittel gegen das Gift der Unzufriedenheit. Auch gibt es kein zuverlässigeres Zeichen für eine klug geführte Herrschaft und Verwaltung, als wo die Leute sich mit Hoffnung beruhigen lassen, wenn es nicht thunlich ist, ihnen völlig Genüge zu leisten, und wo Alles mit solcher Vorsicht behandelt wird, daß kein Uebel so unausbleiblich sich erweiset, daß nicht immer noch irgend eine Ritze der Hoffnung sich zeigt, um demselben zu entgehen. Es ist um so weniger schwer, dieses zu erreichen, weil sowohl den einzelnen Menschen, als ganzen Genossenschaften es von Natur eigen ist, sich selbst zu schmeicheln, oder doch wenigstens um des Ruhmes willen äußerlich Dinge vorzubringen, an die sie selbst nicht recht glauben.

Eine freilich sehr bekannte, aber höchst wichtige Vorkehr gegen die Gefahren von Aufruhr besteht in der umsichtigen Verhütung, daß nicht irgend ein Haupt emporkomme, zu welchem sich das Volk mit seiner Unzufriedenheit und Erbitterung sammeln, und unter dessen Führung es gleichsam in Einen von ihm beherrschten Leib verwachsen könnte. Unter einem solchen Haupte und geeigneten Führer verstehe ich einen Mann, der in Ansehen und Ruf steht, der bei der Klasse der Unzufriedenen beliebt und gefällig ist, auf den sofort Auge und Ohr gerichtet wird, und der dabei auch

persönlich als verletzt und unzufrieden gilt. Eine solche Persönlichkeit muß die Regierung entweder für sich zu gewinnen und wieder zu versöhnen wissen, und zwar nicht zeitweilig und oberflächlich, sondern von Grund aus und sicherstellend, oder aber sie muß irgend einen andern Mann aus derselben Partei zu finden suchen, der den ersteren zurückdrängt, sich ihm entgegenstellt und in geschickter Weise die Volksgunst von ihm ablenkt oder sie doch zersplittert. Ueberall gilt der Grundsatz, daß es gegen aufrührerische Parteien und Zusammenrottungen ein nicht zu verachtendes Mittel sei, dieselben gegen einander zu hetzen oder wenigstens Uneinigkeiten zwischen sie zu säen. Denn jedenfalls ist einem Staate schlecht damit gedient, wenn diejenigen, die es gut mit der Regierung meinen, sich in allerlei Uneinigkeiten einlassen, dagegen die Oppositionspartei eine eng geschlossene Einigung bildet.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ich schon öfter bemerkt habe, wie einzelne geniale, scharf gespitzte Aussprüche, sogenannte geflügelte Worte, welche Fürsten und Großen unversehens entfallen, bisweilen die Funken zu entflammtem Aufruhr ausgeworfen haben. Eine tödtliche Wunde schlug sich Cäsar durch den Ausspruch: „Sulla verstand zu lesen, aber nicht zu dictiren.“ Denn dieses kurze Wort schnitt den Leuten

die Hoffnung ab, welche sie genährt hatten, daß er dereinst seine Dictatur niederlegen werde. Galba bereitete sich sein Verderben durch den Ausspruch: „Die Soldaten werden von mir geworben, nicht gekauft"; denn damit, glaubten die Soldaten, sei ihnen die Hoffnung auf Geldgeschenke abgeschnitten. Und so gibt es noch manche andere dergleichen Beispiele. Jedenfalls ist es Fürsten und Herren bei bedenklichen und gespannten Verhältnissen sehr zu rathen, sich möglichst mit ihren Worten in Acht zu nehmen, besonders mit solchen kurzgefaßten Sentenzsprüchen, die wie spitze Geschosse hinfliegen und die Meinung erwecken, als wenn sie so recht aus dem geheimen Innern des Herzens kämen. Längere und ausführlichere Reden sind gewissermaßen mehr abgestumpft und werden weniger beachtet.

Endlich aber sollen die Fürsten für alle eintretenden Fälle einige kriegskundige und durch Tapferkeit bewährte Männer um sich haben, um etwaigen Aufruhr sofort in seinen ersten Bewegungen zu unterdrücken. Denn wenn es daran fehlt, so tritt gewöhnlich an den Höfen der Fürsten, sobald die ersten Unruhen zum Ausbruch kommen, sogleich ein Uebermaß von Angst und Verwirrung ein. Jene Kriegshelden müssen aber durchaus zuverlässige Männer sein und mehr in hoher Achtung stehen, als zu Partei= und

Volksgunst sich neigen, und müssen zugleich mit den übrigen Hochgestellten in gutem Verhältniß stehen. Sonst wird das Heilmittel bedenklicher, als die Krankheit.

XIV.

Ueber Erledigung von Geschäften.

Eine allzu große und gesuchte Schnelligkeit in Erledigung von Geschäften ist meistentheils zum Schaden und Verderb der Sache. Es ist damit ähnlich wie mit dem, was die Aerzte übereilte Verdauung nennen, wodurch der Körper mit rohen Säften und versteckten Krankheitskeimen angefüllt wird. Man soll die Besorgung von Geschäften nicht nach der Zeit messen, welche man auf Erwägung und Berathung verwendet, sondern nach der wirklichen gründlichen Förderung der Sache. Wie beim Laufen durchaus nicht in der Größe der Schritte und in dem höheren Aufheben der Füße die Schnelligkeit besteht, sondern in der niedrig gehaltenen und gleichmäßigen Bewegung derselben, so kommt bei Geschäften die Schnelligkeit ihrer Erledigung zu Stande, wenn man der jedesmaligen Sache mit zäher Beharrlichkeit obliegt und nicht zu viel auf einmal mit

hastigem Eifer umfassen will. Manche haben dabei nichts weiter im Auge, als wie sie das Ansehen gewinnen, recht viel in kurzer Frist abgemacht zu haben; oder sie machen fälschlich irgend welche Reihenfolgen und Umläufe in den Geschäften, um zu zeigen, wie eifrig sie es mit der Geschäftsführung halten. Aber es ist ein Anderes, mit der Zeit sparsam sein durch Zusammenziehen des Geschäftes, und ein Anderes, wenn man das Geschäft theilt und zerspaltet. Die Geschäfte aber in der angegebenen Weise, durch wiederholte Zusammenkünfte, in die Länge ziehen, macht, daß es mit ihnen auf- und niedergeht, ohne zum rechten Abschluß zu kommen. Ich habe einen erfahrenen Mann gekannt, der, wenn er allzu große Eile sah, immer das Wort im Munde führte: „Haltet ein wenig ein, damit wir schneller vorwärts kommen."

Anderseits aber ist die wahre Schnelligkeit in Erledigung von Geschäften eine kostbare Sache. Denn Geschäfte sind nach der Zeit zu schätzen, wie die Waare nach dem Gelde. Ein Geschäft kömmt theuer zu stehen, wenn es gar zu sehr in die Länge gezogen wird. Der Vorwurf der Langsamkeit, insofern sie zu einer bleibenden Sitte werden kann, lastet besonders auf den Spartanern und den Spaniern. „Mein Tod wird mir von Spanien kommen" heißt so viel, als „er wird so bald noch nicht kommen".

Schenke ein williges und aufmerksames Gehör denen, welche mit der ersten Untersuchung und Entwerfung der Sachlage betraut worden, und deute ihnen lieber gleich anfangs den einzuschlagenden Weg an, als daß du sie später im Faden ihres Vortrags häufig unterbrechest. Denn wer in dem geordneten Zusammenhange, den er sich entworfen hat, gestört wird, der kommt zu Sprüngen und Abschweifungen, und wird, während er sein Gedächtniß wieder sammelt, viel weitschweifiger, als er gewesen sein würde, wenn er in seiner Ordnung hätte fortfahren können. Bisweilen zeigt es sich auch, daß der eingreifende Unterbrecher lästiger und langweiliger wird, als der vortragende Sprecher.

Wiederholungen einer Geschäftsverhandlung sind immer mit Zeitverlust verbunden; aber die eigentliche Sachlage und den Standpunkt der Frage wiederholt hervorheben, ist der größte Zeitgewinn. Denn dadurch werden gar manche Zwischenreden, die nicht zur Sache gehören, gleich in ihrer Geburt beseitigt. Allzu lange und in Kleinigkeiten eingehende Reden sind für den Geschäftsgang dasselbe, was lange Schleppkleider, die den Boden kehren, für's Laufen sind. Künstliche Einleitungen, gewundene Uebergänge, Entschuldigungen und andere dergleichen Redensarten, die sich auf die Person des Redenden beziehen, vergeuden nicht wenig

Zeit, und obgleich sie den Schein der Bescheidenheit tragen, so sind sie doch in Wahrheit nur Ruhmrednerei und Gefallsucht. Wohl aber hat man sich zu hüten, nicht gleich mit der Sache selbst zu beginnen, wenn sich in der Stimmung und Gesinnung der Leute irgend etwas Entgegenstehendes und Widerstrebendes findet. Denn um zuvor die Gemüther einzunehmen, bedarf es bei Reden immer gewisser Vorreden, ähnlich der Erwärmung vor einer Salbung, damit die Salbe desto geschmeidiger eindringe.

Vor allem ist Ordnung und Eintheilung und eine angemessene Uebersicht der Theile gleichsam der gebahnte Weg für die Schnelligkeit, so jedoch, daß die Eintheilung nicht gar zu sehr in Einzelheiten sich zerspalte. Denn wer gar keine Eintheilung macht, wird nie in die Sache recht einzugehen wissen, und wer zu viel Eintheilung macht, wird nicht leicht wieder herauskommen.

Mit Umsicht die rechten Zeitpunkte für Erledigung oder Förderung eines Geschäftes zu wählen, gewinnt sehr viel Zeit. Eine unzeitige Vorlage ist eben so viel, als in die Luft schlagen und Zeit vergeuden.

Bei jeder Geschäftsführung gibt es drei Theile: die Vorbereitung, die Berathung oder Verhandlung, und die Abschließung. Der zweite dieser Theile ist die Sache von Vielen, wenn das Geschäft gründlich abgemacht

werden soll; der erste und letzte Theil aber soll Wenigen überlassen werden.

Der Gang der Verhandlung wird gefördert, wenn man den Anfang mit einem schriftlich abgefaßten Berichte macht. Denn wenn es sich auch trifft, daß ein solcher gänzlich verworfen wird, so dient doch dieser negative Standpunkt weit mehr zur Gewinnung von Urtheil und Rathschlägen, als wenn gar nichts Bestimmtes vorliegt. Hat ja auch die Asche mehr Productionskraft, als der Staub.

XV.

Von der Verzögerung und der rechten Gelegenheit.

Das Glück ist einem Marktplatze ähnlich, wo die Preise sehr oft fallen, wenn man nur ein wenig abwarten kann. Anderseits aber verfährt es auch bisweilen gleich den Anbietungen der Sibylle, welche anfangs die volle Waare anbietet und dann immer Theile davon wegnimmt und zuletzt für den Rest noch den vollen anfänglichen Preis verlangt. Denn die Gelegenheit, wie es in der bekannten Fabel heißt, kehrt uns den kahlen Hinterkopf zu, nachdem sie vorher den vollen Haarschopf der Stirne uns zugekehrt hat, ohne

daß wir danach gegriffen. Oder es geht wenigstens damit, wie wenn uns zuerst der Henkel eines Kruges dargeboten wird und dann der Bauch desselben, welcher nicht so leicht gefaßt werden kann. Sicher zeigt sich nirgends so sehr die größere Weisheit, als in der rechtzeitigen Vornahme und dem richtigen Angreifen eines Geschäftes.

Eine Gefahr ist darum noch nicht leicht, weil sie leicht scheint, und es gibt mehr Gefahren, die getäuscht und heimlich beschlichen haben, als solche, die mit offener Gewalt losgebrochen sind. Ja es ist rathsamer, manchen Gefahren auf halbem Wege entgegenzueilen, als immerfort ihre Bewegungen und ihr Näherrücken im Auge zu halten und zu beobachten. Dagegen umgekehrt durch lange Schatten sich täuschen zu lassen (wie es einmal geschah, als der Mond tief am Horizont stand und den Feinden in den Rücken schien), und so die Pfeile vor der Zeit verschießen, oder die Gefahren herbeiziehen, indem man ihnen zu früh begegnen will, das ist das andere Extrem. Denn die Zeit oder Unzeit für die rechte Gelegenheit muß mit der Schnur abgemessen werden. Und bei allen Geschäften ist es immer am vortheilhaftesten, die ersten Anfänge dem Argus mit seinen hundert Augen anzuvertrauen, die Durchführung aber dem Briareus mit seinen hundert Händen, d. h. anfangs wachsam

sein und später eilen. Denn die Tarnkappe, welche den Politiker wahrhaft unsichtbar macht, besteht in der Verheimlichung der Rathschläge und in der Schnelligkeit der Ausführung. Denn wenn es einmal zur thatsächlichen Ausführung kommt, so kann kein Geheimhalten es der Schnelligkeit gleichthun, ähnlich der Büchsenkugel, die so schnell dahinfährt, daß sie die Schärfe der Augen überflügelt.

XVI.

Von der waglichen Kühnheit.

Es gibt in den Schulen eine bekannte, althergebrachte Anekdote, die immerhin der Beachtung würdig bleibt. Als nämlich Demosthenes einst gefragt wurde, was das erste Erforderniß für die Tüchtigkeit eines Redners sei, antwortete er: „Der Vortrag"; und auf die Frage nach dem zweiten antwortete er wiederum: „Der Vortrag"; und auf die Frage nach dem dritten abermals: „Der Vortrag". So sprach Derjenige, der ein Meister der Rede war; und doch hatte er in Demjenigen, was er so sehr hervorhob, seinem angeborenen Talente, bekanntlich wenig zu danken. Gewiß seltsam, daß gerade diejenige Seite eines

Redners, die kaum über die Schale hinausreicht und mehr für die Sache eines Schauspielers, als eines Redners zu achten ist, eine so hohe Stelle einnehmen und noch über jene bekannten edleren Erfordernisse, über die Erfindung, sprachliche Darstellung, Beweisführung u. s. w. gesetzt werden soll, gleichsam als wenn mit dieser Einen Tüchtigkeit alles erreicht wäre. Aber die Ursache liegt doch nahe. Es steckt nämlich in der menschlichen Natur meistens mehr Thorheit, als Weisheit. Daher sind diejenigen Fähigkeiten, wodurch man eben jenen thörichten Theil in den Gemüthern der Sterblichen am meisten zu fesseln weiß, unter allen am wirksamsten und mächtigsten.

Und damit stimmt ganz wundersam und bildet gleichsam eine Parallele die Kühnheit in bürgerlichen und politischen Verhältnissen. Was ist dabei das Erste? Die Kühnheit. Was das Zweite: Die Kühnheit. Was das Dritte? Die Kühnheit.

Und doch ist die Kühnheit nach ihrem waghalsigen, dreinfahrenden Wesen oft nur ein Kind der Unwissenheit und eines unedlen Gemüthes, und den übrigen Theilen der Staatsweisheit durchaus nicht ebenbürtig. Aber sie bezaubert nun einmal und reißt wie gefesselt mit sich fort alle Diejenigen, welche entweder schwach an eigenem Urtheil oder von ängstlicher Natur sind. Dazu gehört aber der größte Theil der Menschen.

Selbst den einsichtsvollen Menschen, wenn sie in's Wanken gerathen, thut die Kühnheit Gewalt an. Daher sehen wir, daß die Keckheit in Demokratieen sehr viel vermocht hat, in Aristokratieen und Monarchieen jedenfalls weniger. Auch findet sich, daß beim ersten Beginn von Unternehmungen die Kühnen mehr leisten, als später; denn ihre anfänglichen Versprechungen sind nicht leicht stichhaltig. Es geht damit, wie mit gewissen Marktschreiern, welche leibliche Gebrechen und Krankheiten zu heilen versprechen. Ebenso fehlt es für den Staatskörper nicht an Menschen, welche sich ohne Weiteres der allerschwierigsten Heilungen unterfangen wollen. Und das mag ihnen denn auch in einzelnen wenigen Dingen vielleicht glücklich von Statten gehen; da es ihnen aber an den ersten Fundamenten der Staatswissenschaft fehlt, so gleiten sie meistentheils aus. Ja man kann bisweilen sehen, wie ein kecker Mensch noch das Wunder des Muhammed wieder zu Tage fördert. Dieser machte nämlich das Volk glauben, er wolle einen Berg zu sich herabrufen und von dessen Gipfel aus Gebete für die Verehrer seines Gesetzes darbringen. Das Volk kam in Schaaren zusammen und Muhammed rief abermals und abermals dem Berge, daß er zu ihm kommen möge; als aber der Berg unbeweglich blieb, sprach er, ohne irgendwie beschämt zu sein: „Nun, wenn der Berg nicht zu Mu-

hammed kommen will, so wird Muhammed zum Berge gehen.“ In ähnlicher Weise machen es auch jene kecken Staatshelden; wenn sie irgend eine gewaltige Aufgabe übernommen haben und dann schmählich damit durchfallen, so machen sie, wenn sie bis an’s Aeußerste ihrer Kühnheit gekommen sind, einen Scherz aus der Sache und drehen sich um, und weiter nichts.

Für Männer von Geist und Urtheil sind solche Waghälse zum Gespötte. Selbst beim gemeinen Volke hat die Waghalsigkeit etwas Lächerliches. Denn wenn der eigentliche Gegenstand des Verlachens die Ungereimtheit ist, so führt übertriebene Keckheit immer etwas Lächerliches mit sich. Auch gibt es gewiß kein ergötzlicheres Schauspiel, als einem beschämten Kecken in’s Angesicht zu sehen; er bekommt eine in sich selbst zurückgezogene, ganz entstellende Miene. Es kann das auch nicht anders sein. Denn bei bescheidenen Schamhaften drängt sich die Wallung des Gemüthes auf und zurück; wenn den Kecken aber dergleichen widerfährt, so sind sie wie angedonnert, stehen wie starr und können es gar nicht fassen; ähnlich wie beim Schachspiel, wenn der Mitspieler nicht eigentlich besiegt wird, sondern keinen Zug mehr machen kann. Doch diese ganze Seite eignet sich mehr für Satire, als für ernstliche Erwägung.

Gar sehr aber ist zu beachten, daß die wagliche

Kühnheit gewissermaßen blind ist; denn sie sieht nicht die Gefahren und Hindernisse. Daher kann sie bei der Berathung nur schaden, bei der Ausführung aber allerdings zum Vortheil gereichen. Will man daher kecke Männer heranziehen, so darf man ihnen nie die oberste Stellung anvertrauen, sondern muß sie in der zweiten Reihe halten und sie von Andern leiten lassen. Denn beim Erfassen von Plänen ist es heilsam, die Gefahren vor Augen zu haben; bei der Ausführung eines gefaßten Beschlusses aber soll man die Augen schließen, wenn nicht große unvorhergesehene Gefahren eintreten.

XVII.

Ueber Jugend und Alter bei der Geschäftsführung.

Ein Jüngling an Jahren kann bereits ein hohes Alter an Stunden haben, wenn er keine Zeit verloren hat. Aber das ist selten der Fall. Im Allgemeinen hat die Jugend Aehnlichkeit mit den ersten Gedanken, die den nachfolgenden zweiten an Weisheit den Platz räumen. Denn auch in den Gedanken gibt es eine gewisse Jugend, ähnlich wie in den Lebensaltern. Im

ersten Erfinden jedoch ist die Jugend lebhafter, als das Alter; die Vorstellungen und Gedanken fallen ihr leichter und gleichsam göttlicher in den Sinn. Hitzige Naturen und solche, die von ungestümen Leidenschaften und Gemüthserregungen hin und her getrieben werden, kommen nicht eher zur Reife für Geschäftsführung, als bis sie den Mittag ihres Lebensalters erreicht haben. Dagegen können ruhige und besonnene Naturen auch schon in der Jugend sich glänzend hervorthun. Von beiden Arten gibt es in der Geschichte schlagende Beispiele. Anderseits aber begründet Wärme und Lebhaftigkeit, wenn sie beim höheren Alter sich findet, die beste Geistesverfassung für wichtige Geschäfte. Junge Leute sind, wie gesagt, mehr zum Erfinden geeignet, als zum Beurtheilen, und erweisen mehr Tüchtigkeit im Ausführen, als im Berathen. Auch ist ihre Heranziehung vortheilhafter bei neuen Dingen, als bei den gewohnten. Denn es ist gerade die Erfahrung, welche den Alten bei solchen Sachen, die unter ihre Erfahrung fallen, eine Richtschnur gibt, sie aber ebenso bei neuen Vorkommnissen leicht irre führt.

Die Irrthümer der jungen Leute verderben oft die ganze Sache; die Irrthümer der Alten aber gehen meistens nicht weiter, als daß mehr und schneller hätte geschehen können. Die jungen Leute greifen bei Führung und Behandlung von Geschäften gewöhnlich

mehr an, als sie fassen können, setzen mehr in Bewegung, als sie wieder in Ordnung zu bringen wissen; sie rennen zum Ziele, ohne vorher Wege und Mittel gehörig zu erwägen; halten sich blindlings an gewisse Grundsätze, die sie zufällig in sich aufgenommen haben; versuchen gleich im Anfange die äußersten Mittel; und, was endlich ihre Fehler verdoppelt, sie weigern sich, die gemachten Fehler anzuerkennen oder zu widerrufen, ähnlich den schlecht dressirten Pferden, die sich nicht stellen und nicht wenden wollen. Anderseits die Alten machen über Gebühr viele Einwürfe und Bedenken; verweilen gar zu lange im Erörtern und Berathen; sind gar zu ängstlich vor möglichen Gefahren; verfallen durch übereiltes Verzagen in Schwankungen, und führen die Geschäfte selten zu einem vollgültigen Abschluß, indem sie schon mit einem gewissen mäßigen Fortschritt derselben sich befriedigt fühlen. Ohne Zweifel dürfte es daher gut sein, bei Geschäften eine gemischte Zusammenstellung von alten und jungen Leuten vorzunehmen; denn dadurch wird für die vorliegende Sache erreicht, daß beiderseitig die Vorzüge des einen Alters die Mängel des andern ersetzen; und es wird der Zukunft gedient, indem die Jüngern lernen und fortschreiten unter der Maßhaltung der Alten; und endlich wird dadurch auch manchen äußern Umständen oder Zwischenfällen am

besten begegnet, indem die Alten durch ihr Ansehen, und die Jüngern durch ihr gefälliges und beliebtes Wesen einen wirksamen Einfluß üben.

Uebrigens wird in Sachen der Sitte und des persönlichen Verhaltens wohl der Jugend der Vorzug gebühren, den Alten dagegen in den öffentlichen Staatsangelegenheiten. Zu den biblischen Worten: „Eure Jünglinge werden Gesichte sehen, und eure Alten werden Träume haben" fügt ein gelehrter Rabbiner hinzu: „weil Gott die jungen Leute eines näheren Zutritts zu sich würdigt, als die Alten; denn ein Gesicht ist eine hellere und handgreiflichere Offenbarung, als ein Traum." Und gewiß, je mehr einer von der Welt einschlürft, desto mehr wird er auch von dem Gifte derselben durchdrungen. Auch nimmt das Alter mehr an den Fähigkeiten des Verstandes zu, als an den Kräften des Willens und des Gemüthes.

Es gibt auch Manche, die in ihrer Jugend sich äußerst frühreif zeigen, dann aber mit den laufenden Jahren schnell verwelken und erschlaffen. Dahin gehören zunächst Solche, die von Natur einen flüchtigen, unbeständigen Sinn haben, wodurch die Geistesschärfe leicht abgestumpft wird. So hatte der Redner Hermogenes sehr feine Schriften abgefaßt, wurde aber selber später ganz stumpfsinnig. Eine zweite Klasse bilden Diejenigen, deren natürliche Anlagen und Fähigkeiten

sich eben zunächst für die Jugend passen, aber weniger für das Alter; z. B. eine üppig hinströmende Redefülle, die bei einem Jüngling gefällt, aber nicht so bei einem Alten. So sagt Cicero von Hortensius: „Er selbst blieb sich gleich; aber das Schickliche blieb nicht dasselbe.“ Eine dritte Art bilden Diejenigen, welche gleich anfangs zu hoch steigen und einen Geistesschwung haben, wie ihn das vorgerücktere Alter nicht bewahren kann. Ein Solcher war Scipio Africanus, von dem Cicero sagt: „Sein Letztes kam seinem Ersten nicht gleich.“

XVIII.

Vom feinen Benehmen im Umgang.

Das Benehmen im Verkehre mit Andern darf sicher nicht gezwungen, aber noch viel weniger nachlässig sein. Das rechte Maß dabei hat nicht nur an und für sich etwas Schönes und Gefälliges, sondern ist auch von hohem Werthe für den Geschäftsverkehr, in Staatsverhältnissen wie im Privatleben. Wie beim Redner die Form des Vortrags so wichtig ist, daß dieser hinsichtlich der Wirkung selbst über die höheren inneren Anforderungen der Redekunst gestellt wird, so ist es auch ähnlich mit dem rechten Verhalten im

Gesprächsverkehre, und nimmt dasselbe, so sehr es auch als bloß äußerlich erscheint, hinsichtlich seines mitwirkenden Einflusses eine vorzügliche Stelle ein. Welch ein Gewicht hat allein der Blick und die Miene! „Reiß mit deinem Blick nicht wieder — Alle deine Worte nieder", sagt ein Dichter mit treffender Mahnung. Denn mit Blick und Miene kann man den Eindruck der Rede nicht bloß abschwächen, sondern völlig zu nichte machen. Selbst Werke und Thaten können ebenso, wie Worte, durch die Miene entkräftet und entwerthet werden. Wo Cicero seinem Bruder für die Verwaltung seiner Provinz Leutseligkeit gegen die Bewohner empfiehlt, hebt er hervor, daß dieselbe nicht darin bestehe, den Leuten leichten Zutritt zu sich zu gewähren, wenn er nicht die Eintretenden auch mit freundlichem Blicke empfange. „Es hat keinen Werth," sagt er, „die Thüre offen zu haben, wenn der Blick dabei verschlossen bleibt." Und wenn nun schon allein Blick und Miene so viel vermögen, wie viel mehr dann das eigentliche Gespräch mit allem dem, was sonst noch mit der Unterhaltung oder mit geschäftlicher Begegnung verbunden ist. Die Hauptsache aber und gewissermaßen der kurze Inbegriff aller Regeln für Anstand und Feinheit des Benehmens besteht wesentlich darin, daß man mit gleicher Wagschale seine eigene Würde und die der Andern abmesse und wahre.

Treffend findet sich dasselbe bei Livius ausgedrückt, obgleich an der bezüglichen Stelle von einer andern Sache die Rede ist; er fügt nämlich einer vorhergegangenen Aeußerung hinzu: „auf daß ich nicht entweder als anmaßend, oder im andern Falle als unterwürfig erscheine; wovon ersteres so viel ist, als fremder Freiheit nicht gedenken, und das zweite so viel, als die eigene Freiheit vergessen.“

Anderseits nun aber, wenn wir auf Höflichkeit und Feinheit des Benehmens gar zu eifrig bedacht sind, so geht dasselbe in eine widerliche Affectation über, die man eine Art von Mißgeburt nennen kann. Denn was kann häßlicher sein, als einen Komödianten im Leben zu spielen? Und wenn auch das Benehmen nicht gerade bis zu solchem falschen Extreme getrieben wird, so wird doch auf dergleichen Aeußerlichkeiten zu viel edle Zeit verschwendet und der Geist über Gebühr in kleinliche Rücksichten herabgedrückt. Auf Hochschulen werden die studirenden Jünglinge, wenn sie gar zu viel Zusammenkünfte halten, von den Lehrern gewöhnlich mit den Worten gemahnt, daß Freunde Zeitdiebe seien. In ähnlicher Weise thut die anhaltende Richtung auf feinen äußeren Anstand und Höflichkeitsformen den höheren und ernsteren Gedanken einen großen Diebstahl an. So wird sich denn auch bei Denjenigen, welche im feinen höfischen Benehmen

gleichsam die erste Rolle spielen und fast einzig dafür geboren zu sein scheinen, meistens finden, daß sie auch nur in dieser Rolle sich selbst gefallen, und zu gediegenern und höheren Vorzügen kaum jemals einen Trieb zeigen. Dagegen findet sich anderseits, daß Diejenigen, welche hinsichtlich der Höflichkeitsformen sich einer gewissen Mangelhaftigkeit bewußt sind, desto mehr bestrebt sind, sich eigentliche Hochachtung zu erwerben, und dadurch ihren Umgang beliebt und gefällig machen. Denn wo Achtung vorhanden, da ist fast alles geziemend und gefällig; wo dieselbe aber fehlt, da gilt es allerdings, mit der Feinheit der Formen zu Hülfe zu kommen.

Was dann ferner den Einfluß auf die Führung von Geschäften betrifft, so gibt es kaum ein stärkeres oder häufigeres Hemmniß, als die übertriebene Sorgfalt für jene äußerlichen Anstandsformen, und daneben ein anderes, welches gerade aus jener Sorgfalt entspringt: die ängstliche Wahl und Abwartung von Zeit und Gelegenheit. Daher sagt so vortrefflich Salomon: „Wer nach den Winden schauet, säet nicht, und wer die Wolken beobachtet, ärntet nicht.“ Man muß sich vielmehr häufiger die Gelegenheit selbst schaffen, als sie abwarten.

Um es mit Einem Worte zu sagen: Jenes feine Benehmen ist wie ein Kleid des Geistes, und muß

daher auch die Vortheile eines Kleides gewähren. Für's Erste also muß es von der Art sein, daß es mit der allgemeinen Sitte übereinstimmt; sodann, daß es nicht allzu gewählt und aufwandsvoll sei; ferner, daß es die etwaigen Vorzüge des Geistes hervortreten lasse, die Mängel desselben aber bedecke oder irgend wie ergänze; endlich und über Alles, daß es nicht zu enge sei und den Geist nicht dermaßen einschnüre, daß es seine freien Bewegungen im Umgangsverkehre hemme und hindere.

XIX.

Ueber Widerwärtigkeiten und Trübsale.

Ein großes Wort in hohem Tone, nach Art der Stoiker, sprach Seneca aus, da er sagte: „Die Güter des Glücks sind wünschenswerth, die Güter des Unglücks bewundernswürdig." Gewiß, wenn mit Recht das ein Wunder genannt wird, was über die Natur hinausgeht, so erweisen sich die größten Wunder in Widerwärtigkeiten. Aber jener erste Ausspruch Seneca's wird an Hoheit noch überboten durch ein anderes seiner Worte, ein so erhabenes, daß man es einem Heiden kaum zutrauen sollte. Er sagt, daß ein wahr-

haft großer Mann die Gebrechlichkeit eines Menschen, aber die Sicherheit eines Gottes an sich trage. Eher hätte sich solch ein Ausspruch von einem Dichter erwarten lassen, da in der Poesie solche Ueberschwänglichkeiten leichter Beifall finden. Und allerdings haben die Dichter diesen Gedanken nicht unberührt gelassen. Denn es ist fast dieselbe Idee, welche in jener wundersamen Sage der alten Dichter sich abspiegelt, die nicht ohne ein tieferes Geheimniß zu sein scheint, ja ziemlich deutlich auf das Leben der Christen bezogen werden kann. Es heißt nämlich, daß Herkules, als er auszog, um den Prometheus von seinen Banden zu befreien (Prometheus aber ist der Repräsentant der menschlichen Natur), die Weite des Meeres in einer thönernen Trinkschale durchfahren habe. Das ist ein lebendiges Bild von der christlichen Standhaftigkeit, die in der gebrechlichen Scherbe des Fleisches durch die rings umtobenden Fluten der Welt ihren Lauf hält.

Doch verlassen wir die Erhabenheit jener Worte und Bilder, und steigen wir zur gewöhnlichen Redeform herab; sicher erweiset sich in glücklichen Verhältnissen als Haupttugend die Mäßigkeit, und in ungünstigen die Tapferkeit oder der Starkmuth. Die Tapferkeit aber wird im Gebiete der Moral als die am meisten heroische Tugend erachtet. Bedeutsam ist es, daß die äußeren Glückszustände zu den Segnungen

des alten Bundes gehören, Trübsale aber zu den Seligkeiten im neuen Bunde, welche Seligkeiten sowohl an und für sich viel höher stehen, als sie auch eine viel hellere Offenbarung der göttlichen Liebe und Gnade ertheilen. Uebrigens wird man auch im alten Testamente, wenn man die Ohren zu der Harfe Davids hinwendet, mehr Klagelieder als Jubelgesänge finden, und die Feder des h. Geistes hat die Trübsale Jobs ausführlicher behandelt, als die Glücksfälle des Salomon.

Glückliche Verhältnisse gehen nicht ohne gar vielfältige Befürchtungen und Belästigungen hin; und anderseits fehlt es den Widerwärtigkeiten nicht an Tröstungen und Hoffnung. Bei Stickereien gefällt es jedenfalls besser, wenn die Gebilde eine hellere Farbe haben, der Grund aber eine etwas dunklere, als wenn der Grund glänzend hervortritt, die Gebilde dagegen schattenhaft erscheinen. So können wir uns aus dem, was dem Auge gefällt, ein Urtheil bilden über das, was dem Herzen wohler thut. Auch hat die Tugend sicherlich etwas Aehnliches mit gewissen kostbaren Spezereien, die am duftreichsten sich erweisen, wenn sie angezündet oder zerstoßen werden. Denn glückliche Verhältnisse lassen zumeist die Fehler, ungünstige aber die Tugenden der Menschen an den Tag kommen.

XX.

Vom Argwohn.

Der Argwohn ist unter den Gedanken, was unter den Vögeln die Fledermaus, die nicht anders als nur im Halbdunkel herumflattert. Argwöhnische Gedanken soll man entschieden unterdrücken, oder wenigstens behutsam einschließen; denn sie verfinstern das Gemüth, entfremden die Freunde, und verhindern die Geschäfte, so daß dieselben nicht freudig und beharrlich verrichtet werden können. Bei Fürsten erzeugt der Argwohn Tyrannei, in der Ehe Eifersucht, und selbst bei Besonnenen führt er zum Schwanken und zu melancholischer Verstimmung. Es entspringt aber der Argwohn mehr im Gehirn, als im Herzen; denn er findet sich auch bei starkmüthigen und entschlossenen Menschen. Jedoch ist er bei solchen Naturen weniger gefährlich, weil sie meistens, ehe sie ihm Raum geben, in Erwägung ziehen, ob er auch irgend begründet sei und auf wirklicher Veranlassung beruhe. Aber bei schwächlichen und furchtsamen Gemüthern übt er eine wahre Gewaltherrschaft.

Ohne Zweifel fördert nichts so sehr die Neigung zum Argwohn, als der Mangel an sicherem Wissen.

Daher gibt es auch kein besseres Mittel gegen den Argwohn, als daß man auf Nachforschung und gründliche Untersuchung dringt. Denn der Argwohn nährt sich mit Rauch und Finsterniß. Was wollen denn zuletzt die Leute? Meinen sie etwa, daß alle, mit denen sie umgehen und deren Dienste und Gefälligkeit sie in Anspruch nehmen, Engel oder Heilige seien? Wissen sie nicht, daß auch diese wieder ihre eigenen Ziele haben, und daß Jeder sich selbst näher steht, als einem Andern? Daher dürfte wohl für Bewältigung des Argwohns der beste Weg sein, wenn man in solcher Weise auf Maßregeln sinnet, als wenn der Verdacht gegründet wäre, zugleich aber den argwöhnischen Gedanken Zügel anlegt, als wenn sie falsch wären. Denn auf diese Weise kann der Argwohn sogar zum Nutzen gekehrt werden, insofern er uns veranlaßt, uns so vorzusehen und einzurichten, daß das, was wir argwöhnen, auch dann, wenn es wahr sein sollte, uns nicht schaden kann.

Argwöhnische Gedanken, die unser Sinn aus sich selber spinnet, sind nichts anders, als leere Schüsse, diejenigen aber, die künstlich von außen genährt und durch Ohrenbläser und Verleumder eingeflößt werden, haben Stacheln. Der allerbeste Weg, sich aus solchem Gestrüpp und Irrwald von Verdächtigungen zu entwinden, ist ohne Zweifel eine freimüthige und offene Mittheilung an diejenigen Personen, die wir in Ver-

dacht haben. Denn da kann es nicht ausbleiben, daß wir über die Wahrheit oder Unwahrheit jedenfalls eine nähere Kenntniß erhalten, als wir vorher hatten. Auch wird derjenige, den wir in Verdacht haben, auf diese Weise vorsichtiger gemacht, und wird sich sorgfältiger in Acht nehmen, daß er nicht auf's neue Veranlassung zu Argwohn gebe. Jedoch eignet sich diese offene Verfahrungsweise nicht solchen Menschen gegenüber, denen es an einem geraden und edlen Charakter fehlt; denn diese werden, wenn sie sich einmal als beargwöhnte fühlen, nie wieder die volle Treue in sich aufkommen lassen. Ein Sprüchwort sagt: „Argwohn verabschiedet die Treue"; während er eigentlich die Treue erst recht entzünden sollte, damit diese sich völlig freimache.

XXI.

Von der Natur und den natürlichen Eigenschaften der Menschen.

Die Natur eines Menschen wird sehr oft verborgen, bisweilen überwunden, selten erstickt. Gewaltsamkeit macht die Natur nur noch ungestümer, sobald sie zurückkehrt; durch Belehrung und Vorschriften werden

die natürlichen Ausbrüche zwar gemildert, aber nicht aufgehoben; nur die Gewohnheit allein ist es, wodurch die Natur völlig umgeändert und unterjocht werden kann. Wem es darum zu thun ist, über seine Natur den Sieg davon zu tragen, der darf sich weder allzu große, noch allzu kleine Aufgaben stellen; die ersteren werden den Geist entmuthigen wegen des häufigen Mißlingens, und die letzteren werden ihn wenig erheben, wenn er auch öfter die Oberhand erhält. Für den Anfang soll man sich gewisser Hülfsmittel bedienen, wie die jungen Schwimmer der Blasen und Binsen; später aber soll die Uebung mit Hindernissen geschehen, wie die Tänzer schwere eherne Schuhe anzulegen pflegten. Denn bei jeder Sache dient es zur Vervollkommnung, wenn die Uebung schwieriger ist, als die eigentliche Ausübung.

Wo die Natur sehr mächtig ist und darum der Sieg schwierig, wird es nöthig sein, stufenweise vorwärts zu schreiten. Dazu gehört erstens, daß man die Natur eine Zeitlang zu hemmen sucht, wie es jener machte, der, wenn ihn der Zorn überkam, sich erst das ganze Alphabet hersagte, bevor er etwas that. Die zweite Stufe besteht darin, daß man die Natur auf ein geringeres Maß beschränkt, wie wenn Jemand sich des Weintrinkens entschlagen will und zu diesem Zwecke von größeren Trunken zu kleineren herabsteigt.

Zuletzt aber gilt es, die Natur unter das Joch zu beugen und völlig zu bändigen. Freilich, wenn Jemand solche Kraft und Beharrlichkeit des Geistes besitzt, daß er sich mit Einem Schlage frei und los machen kann, so möchte das wohl das Allerbeste sein; wie auch der Dichter sagt:

Jener befreit am besten sein Herz, wer quälende Bande
Muthig zerreißt, und den Schmerz löset mit einzigem Schlag.

Auch jene alte Regel ist nicht zu verwerfen, daß man die Natur, nach Art eines krummen Stabes, nach der entgegengesetzten Seite hinbeugt, bis sie endlich in die rechte Richtung kommt; nur darf dabei das Gegentheilige nicht in's Verkehrte übergehen. Auch hat man darauf zu achten, daß man eine solche Umbiegung nicht mit einem anhaltenden Zwange zuwege bringen will, sondern mit Unterbrechung. Denn die Unterbrechung erfrischt den neuen Angriff und steigert seine Wirksamkeit. Und wollte Jemand, der sich noch in den Lehrjahren befindet, in einemfort seine Uebung betreiben, so kann es leicht kommen, daß er neben der zunehmenden Gewandtheit zugleich Fehlerhaftes in sich aufnimmt. Gegen dieses Uebel gibt es kein anderes Mittel, als zeitweilige Unterbrechungen.

Auch soll man in der Besiegung seiner Natur nicht zu früh den Triumphgesang erheben; denn die Natur kann eine lange Zeit begraben liegen und wird doch

bei vorkommender Gelegenheit plötzlich wieder aufleben, wie es in der Fabel des Aesopus dem Mädchen erging, das aus einer Katze in ein Weibsbild verwandelt worden war und ganz artig und fein bei Tische saß, bis ihm plötzlich einmal eine Maus zu Gesichte kam. Deshalb hat man solche Gelegenheiten entweder gänzlich zu meiden, oder sich so sehr an sie zu gewöhnen, daß sie keinen Eindruck mehr machen.

Uebrigens läßt sich eines Jeden Natur und natürliche Beschaffenheit am besten in vertraulicher Gesellschaft entdecken; denn da mischt sich nicht Zwang und Verstellung ein; ferner bei heftigen Gemüthserregungen; denn solche werfen alle Regeln und Lehrsätze von sich ab; endlich bei irgend einem plötzlichen und ungewöhnlichen Vorfall; denn da hält die Angewöhnung nicht Stand, sondern läßt die Natur allein.

Glücklich aber möchte ich diejenigen preisen, deren angeborene Natur mit ihrem Lebensberufe übereinstimmt. Andernfalls läßt sich in Wahrheit sagen: „Meine Seele ist lange ein Fremdling gewesen.“ Hinsichtlich deiner Beschäftigungen und Obliegenheiten mußt du für die Betreibung dessen, was du als deiner Natur zuwider findest, ganz bestimmte Zeiten und Stunden festsetzen; für das aber, was mit deinem Genius harmonirt, brauchst du um bestimmte Stunden nicht besorgt zu sein; denn deine Gedanken werden

schon von selbst ihren Weg dahin nehmen, sobald es deine anderweitigen Geschäfte und Pflichten zulassen. Uebrigens bringt die Natur aus der angeborenen Kraft sowohl gute, als böse Kräuter hervor; daher soll man fleißig und zeitig die guten begießen, und die schlechten ausreuten.

XXII.

Von der Güte und der angebornen Gutherzigkeit.

Unter Güte verstehe ich hier die Gesinnung des Wohlwollens und des Wohlthuns gegen andere Menschen. Die griechische Sprache hat dafür das Wort Philanthropie (Menschenliebe); das gebräuchliche Wort „Humanität" ist zu schwach und zu enge, um den vollen Sinn dafür auszudrücken. Ich nehme die Güte als eine innere Gesinnung und bleibende Haltung, und die angeborene Gutherzigkeit als eine bloße Neigung. Die Güte steht unter allen menschlichen Tugenden und geistigen Würden an der Spitze; denn sie ist ein gewisses Abbild und Kennzeichen der göttlichen Natur selbst. Vernichtet man sie, so möchte wohl das belebte Wesen des Menschen nichts weiter sein, als

ein unruhiges, bösartiges, elendes Ding, eine Gattung von schädlichem Gewürm.

Die moralische Güte entspricht jener theologischen Tugend der Liebe. Ein zu großes Maß kann bei ihr nicht stattfinden, wohl aber ein Verirren. Uebermäßige Begierde nach Hoheit hat die Engel vom Himmel gestürzt; übermäßige Begierde des Wissens hat die Menschen aus dem Paradiese vertrieben; aber in der Liebe gibt es kein Uebermaß. Kein Engel und kein Mensch wird durch sie jemals in Gefahr kommen können.

Die Neigung zur Güte sitzt tief eingewurzelt in der menschlichen Natur selbst. Hat sie keine Gelegenheit oder keine Richtung, sich gegen Menschen zu erweisen, so wendet sie sich nicht selten sogar gegen Thiere, wie man das sowohl bei einzelnen Personen als bei ganzen Nationen sehen kann. Jedoch fehlt es auch nicht an Fehlern und Irrthümern, in welche diese hohe Tugend der Güte und Liebe verfallen kann. Die Italiener haben sogar ein Sprüchwort: „Er ist so gut, daß er zu nichts taugt". Und Machiavelli hat sich nicht gescheut, mit ausdrucksvollen Worten niederzuschreiben, daß die christliche Religion die braven und rechtschaffenen Leute der Willkür der Tyrannen zur Beute hingegeben habe. Das sagte er deswegen, weil nie und nirgend ein Gesetz oder eine Religion

oder eine Lehrmeinung die Güte so hoch erhoben und so weit ausgedehnt hat, als die christliche Religion. Damit wir also um so besser gegen alle Vorkommnisse von Aergerniß und Gefahr uns sicher stellen können, wird es der Mühe werth sein, die hauptsächlichsten Irrungen kennen zu lernen, die uns von dem rechten Pfade einer so hohen Gesinnung auf Abwege führen.

Gib deinem Eifer in der Fürsorge für Andere eine solche Haltung, daß du nicht inzwischen ihren Mienen und Liebhabereien dich zum leibeigenen Diener machest. Denn das ist ein Zeichen von Leichtfertigkeit und Weichherzigkeit, wodurch der Edelsinn gleichsam in Gefangenschaft und Bande gebracht wird.

Auch wirf nicht in deiner Wohlthätigkeit dem Hahnen des Aesopus einen Edelstein hin, für den es willkommener und gedeihlicher ist, ein Gerstenkorn zu empfangen. In dieser Hinsicht gelte dir das Vorbild Gottes zur Richtschnur. Er läßt zwar den nöthigen Regen und Sonnenschein gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte nieder; nicht aber läßt er auch gleichmäßig über Alle einen Regen von Reichthümern, oder einen Strahlenglanz von Ehren und Vorzügen kommen. Die allgemeinen Wohlthaten soll man Jedem zu Theile werden lassen; die besonderen aber nur Wenigen und mit besonnener Auswahl.

Hüte dich aber, daß du nicht, indem du ein Nach-

bild ausführen willst, das Hauptvorbild umwerfest. Die Religion stellt uns die Selbstliebe als Vorbild auf, und die Nächstenliebe als Nachahmung. Es heißt: „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, und folge mir nach." Aber nicht sollst du alles verkaufen, was du hast, wenn du nicht zugleich kommen willst und mir nachfolgen; das heißt, wenn du nicht eine solche Lebensweise antreten willst, worin du ebenso bei geringem Eigenthum als aus großen Vermögensgütern Andern wohlthun kannst. Sonst erschöpfest du dir die ganze Quelle, indem du Bächlein nährest.

Uebrigens findet sich außer der nach Vernunft und Grundsätzen eingerichteten Gesinnung der Güte auch bei manchen Menschen eine natürliche Anlage, die zur Güte geneigt ist, wie umgekehrt bei Andern sich eine gewisse natürliche Böswilligkeit und Lieblosigkeit zeigt. Es gibt nämlich Leute die gewissermaßen wie aus einem angeborenen Instinct eine Abneigung gegen den Nutzen und das Glück Anderer haben. Bei geringerem Grade dieser Richtung erweiset sich mürrisches, eigensinniges und abstoßendes Wesen, hastiges und heftiges Widersprechen, und die Neigung, sich bei allen Vorkommnissen unzugänglich zu machen und Schwierigkeiten zu erwecken. Bei höherem Grade aber und bei tieferer Einwurzelung entsteht der eigentliche Neid und die reine Bosheit. Solcherlei Leute scheinen bei fremden

Trübsalen gleichsam aufzublühen und machen dieselben noch drückender, wahrlich nicht würdig, mit Hunden verglichen zu werden, die doch des Lazarus Geschwüre leckten, sondern mit Fliegen, die alles rohe und geschundene Fleisch verfolgen. Es gibt nicht wenige solcher Unmenschen, die ihre Lust daran haben, Andere gleichsam zu einem Baume des Erhängens zu führen. Solche Naturen kann man wahrhaft Krebsgeschwüre der menschlichen Natur nennen. Und doch sind das die geeignetsten Hölzer, um sie zu allerlei politischen Meisterstücken zu schnitzen, ähnlich den krummen Hölzern, welche sich trefflich brauchen lassen zum Bau von Schiffen, die da für's Hin- und Herschwanken bestimmt sind, nicht aber für den Bau von Häusern, welche fest und unbeweglich stehen sollen.

Die Aeußerungen und Kennzeichen der Güte aber sind gar mancherlei. Wer sich gegen Gäste und Fremde freundlich und gefällig erweiset, zeigt, daß er sich als Weltbürger fühlt und daß sein Herz nicht wie eine Insel ist, die von andern Ländern abgerissen ist, sondern wie ein Festland, welches mit denselben in Verbindung steht. Wer mit Bedrängten und Nothleidenden Mitleid hat, zeigt einen gewissen Adel seines Gemüthes, ähnlich jenem gepriesenen Baume, der aus seinen Wunden den edlen Balsam ausschwitzt. Wer leicht Beleidigungen verzeiht und Nachsicht gegen begangene

Fehltritte hat, zeigt einen hochherzigen Sinn, der über die Schußweite von Unbilden erhaben ist. Wer für geringe Wohlthaten und Gefälligkeiten sich dankbar erweiset, gibt sich das Zeugniß, daß er die Gesinnung der Menschen höher schätzt, als all ihr Packwerk. Ueber alles aber, wenn jemand jene höchste Stufe der Vollkommenheit des hl. Apostels Paulus erreicht, der für der Brüder Heil und Seligkeit sich selbst opfern und in den Bann von Christus hingeben möchte, der zeigt, daß er sich möglichst der göttlichen Natur nähert und gewissermaßen mit Christus selbst gleichförmig wird.

XXIII.

Von der Pflege der Gesundheit.

In der Pflege der Gesundheit gibt es auch außerhalb der ärztlichen Behandlung mancherlei Vorsichtsmaßregeln. Die selbsteigene Beobachtung dessen, was jeder für seine Person als schädlich, und dessen, was er als zuträglich findet, ist die beste Medicin für die Aufrechthaltung der Gesundheit. Sicherer jedoch ist es, wenn du die Schlußfolgerung machst: „Von diesem habe ich gemerkt, daß es mir geschadet hat,

also werde ich mich dessen enthalten", als wenn du die scheinbar entsprechende Schlußfolgerung aufstellst: „Dieses hat mir, wie ich erfahren habe, gar nicht geschadet, also darf ich davon Gebrauch machen." Denn die Lebensfülle der Jugend deckt mancherlei Ueberschreitungen zu, die später im Alter dennoch gleich einer alten Schuld in Rechnung kommen und nachgezahlt werden müssen. Bedenke immer die nachfolgende Lebenszeit und traue dir nicht zu, immer gleichmäßig weiter leben zu können. Dem Alter soll man keinen Krieg ankündigen. Uebrigens hüte dich vor einer plötzlichen Abänderung in irgend einem wesentlichen Theile deiner Lebensart. Sollte sie unumgänglich nöthig sein, so sorge, daß auch im übrigen Verhalten eine der Hauptveränderung entsprechende Einrichtung getroffen werde. Denn in natürlichen wie in politischen Verhältnissen gilt das Geheimniß: „Es ist sicherer, Mancherlei und Vieles abzuändern, als ein einziges Große." Laß es jedoch nicht an einer sorgfältigen Prüfung fehlen, der du deine einzelnen Gewohnheiten zu unterziehen hast, namentlich hinsichtlich der Diät, des Schlafes, der Kleidung, der Wohnung, der Beschäftigungen und Bewegungen, und ähnlicher Dinge. Und wenn du irgend etwas davon für schädlich hältst, so suche dich langsam davon zu entwöhnen, so jedoch, daß du zum Gewohnten zurückkehrest, sobald

du entschieden merkst, daß dir die Veränderung nachtheilig ist. Denn es läßt sich nicht leicht sofort unterscheiden, was seiner ganzen Art nach heilsam ist, und was sich in Sonderheit für deine persönliche Leibesbeschaffenheit eignet.

Eine der vorzüglichsten Regeln für Verlängerung des Lebens ist die, daß man sich für die Stunden der Mahlzeit, des Schlafens und der Erholung eine freie und heitere Gemüthsstimmung schaffet. Was des Herzens Leidenschaften und Neigungen angeht, so hüte dich vor Neid und Eifersucht, vor ängstlichen Befürchtungen, vor verbissenem Zorn, vor gar zu verwickelten und spitzen Untersuchungen, vor übermäßigen Freuden und Fröhlichkeiten, wie vor tief gehegter und still verschlossener Traurigkeit. Ergreife die Hoffnung; gib dich mehr einer besonderen Fröhlichkeit hin, als andauernder Freude; suche in Erlustigungen mehr die Abwechselung, als die Sättigung; wende dich zu Dingen, die deine Bewunderung erregen, also zu mancherlei Neuem und Fremdem; befasse dich mit Studien, die deinen Geist mit glänzenden und hervorragenden Bildern erfüllen, wie Geschichte, Dichtung und Naturkunde.

Was den Gebrauch von Arzneimitteln angeht, so wird, wenn du in gesunden Tagen dich ihrer gänzlich enthältst, ihre Anwendung deinem Körper um so unangenehmer sein, wenn sie einmal zur Nothwendigkeit

wird. Wenn du dich dagegen zu viel an sie gewöhnst, so wird dadurch ihre Kraft und Wirksamkeit bei dem Eintritt einer Krankheit geschwächt sein. Ich halte es vielmehr mit gewissen zeitweiligen Mäßigungen in der Diät, statt des häufigen Gebrauchs von medicinischen Mitteln, wenn letzteres nicht schon völlig zur Gewohnheit geworden. Denn dergleichen diätetische Maßregeln bewirken mehr eine Veränderung, als eine Störung und Aufregung im Körper.

Wenn du irgend etwas Auffälliges und Ungewöhnliches an dir bemerkst, so schlage solches nicht zu gering an, sondern berathe dich darüber mit deinem Arzte. Bist du krank, so laß die größte Sorgfalt für deine Gesundheit walten; bist du aber gesund, so halte deinen Körper in frischer Thätigkeit und gehe nicht zu zärtlich mit ihm um. Denn wer in gesunden Tagen seinem Körper Anstrengung und Ausdauer auferlegt, der wird bei manchen Erkrankungen, wenn sie nicht acuter Natur sind, durch bloße Diät und einigermaßen gewähltere Lebensweise sich curiren können, ohne viele Medicin. Celsus würde seine gewichtige Mahnung nimmermehr als eigentlicher Mediciner zu Tage gefördert haben, wenn er nicht zugleich ein Mann von klugem Geiste gewesen wäre. In seinen Vorschriften stellt er gleichsam als Geheimmittel für Bewahrung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens die

Regel auf: daß man einen gewissen Wechsel zwischen Gegensätzen eintreten lasse, jedoch mit der vorwiegenden Richtung zum endlichen Milderen. Nämlich in folgender Weise: Bediene dich eines spärlichen, aber auch eines vollständigeren Essens; des vollständigen jedoch öfter; gewöhne dich an Nachtwachen, und an ein längeres Schlafen, aber mehr doch an die gehörige Nachtsruhe; wiederhole Ruhe und Bewegung, aber der Bewegung gib den Vorzug; und dergleichen mehreres. Denn so wird die Natur einerseits erquickt, und anderseits Kraft gewinnen.

Was die Aerzte selbst betrifft, so sind manche gegen den Kranken und seine Wünsche so nachgiebig, daß sie der Krankheit nicht die gebührende Behandlung zukommen lassen. Andere dagegen halten sich in der Behandlung der Krankheit so strenge und gemessen an ihre Methode und Theorie, daß sie auf die besondere Natur und Beschaffenheit des Kranken nicht die erforderliche Rücksicht nehmen. Wähle du dir einen Arzt, der die rechte Mitte hält. Oder wenn du bei einem einzelnen Arzte das Gesagte nicht vereinigt findest, so nimm dir von beiden Arten einen, und behalte wohl im Auge, daß du einen Arzt herbeiziehest, der ebenso mit deiner körperlichen Beschaffenheit bekannt, als in seiner Kunst bewährt ist.

XXIV.

Vom Studiren und Bücherlesen.

Das Studiren und Bücherlesen dient entweder zur angenehmen Beschäftigung des Geistes, oder zur Ausbildung und Bereicherung der eigenen Rede, oder zur Förderung und Beihülfe in den Geschäften. Der erste Nutzen, die geistige Unterhaltung, erweiset sich besonders in der Zeit der Zurückgezogenheit und Muße; die Verschönerung der eigenen Rede tritt sowohl in Privatgesprächen, als bei feierlichen öffentlichen Verhandlungen zu Tage; was aber drittens die Förderung in Geschäftssachen betrifft, so zeigt sich dieselbe besonders darin, daß die Vorkommnisse mit schärferem und umsichtigerem Urtheil überblickt und geordnet werden. Denn praktisch erfahrene Geschäftsleute mögen immerhin zur Betreibung von Geschäften geeignet sein und in Specialsachen kein übles Urtheil besitzen; aber Pläne und Rathschläge über wesentliche Hauptsachen und allgemeine Grundsätze, ihre Erfindung und richtige Durchführung, gehen sicherer und erfolgreicher von tüchtiger Wissenschaft aus.

Gar zu viel Zeit mit Studien und Lectüre hinbringen, ist gewissermaßen ein feiner Müßiggang; die=

selben gar zu wählerisch für eigenen Schmuck ausbeuten, ist pure Affectation, die sich selbst verräth; über sachliche Dinge aber immer nach den Regeln der Wissenschaft urtheilen, schmeckt durchgehends nach der Schule und hat selten praktischen Erfolg. Die angeborene Natur wird durch die Wissenschaft vervollkommnet; die Wissenschaft aber empfängt ihre Vollendung durch die Praxis. Denn die natürlichen Anlagen sind wie wildwachsende Pflanzen, welche die Pflege und die Sichel der Kunst verlangen; die Wissenschaft dagegen hält sich mit ihren Lehrsätzen zu sehr an Allgemeinheiten, wenn sie nicht durch die Praxis zu bestimmteren Haltpunkten gebracht wird. Praktische Schlauköpfe verachten die Wissenschaft; einfache Leute staunen sie an; verständige aber machen Gebrauch davon, soweit es angemessen ist; denn die Wissenschaft selbst lehrt nicht ihre eigene richtige Anwendung, sondern das ist Sache der Klugheit, die außerhalb oder über ihr steht und nur durch Beobachtung gewonnen wird.

Was die Lectüre angeht, so lies die Bücher nicht mit einem Geiste des Widerspruchs und mit der Neigung, sie zu widerlegen und zu bekämpfen; aber ebenso wenig mit der Bereitwilligkeit, Alles als ausgemacht anzunehmen und auf die Worte des Verfassers gleichsam zu schwören; und endlich ebenso wenig, um es in

deinen Gesprächen zur Schau zu tragen und damit groß zu thun; sondern um zu lernen, zu bedenken und dein eigenes Urtheil zu gebrauchen.

Es gibt Bücher, die man nur flüchtig anzusehen, gleichsam nur eben zu kosten braucht; es gibt andere, die man gleichsam verschlingen und schnell in sich aufnehmen soll; es gibt endlich aber auch solche (freilich nur wenige), die man gleichsam wiederkauen und gründlich verdauen muß; das heißt: bei manchen Büchern genügt es, nur theilweise hinein zu blicken; andere soll man zwar durchlesen, aber nicht viel Zeit und Wiederholung darauf verwenden; einige wenige aber hat man gründlich zu studiren und mit aller Aufmerksamkeit bis in's Einzelne durchzuarbeiten. Auch werden Bücher zur Hand kommen (und eben nicht wenige), wobei es genügt, sie durch Andere gleichsam zur Stellvertretung lesen und sich dann den Hauptinhalt kurz mittheilen zu lassen. Diese Manier möchte ich jedoch nicht leicht angewandt sehen, außer bei geringfügigen Gegenständen und bei minder bedeutenden Autoren; denn sonst werden solche Auszüge gleichsam wie destillirtes Wasser, das man zu kaufen pflegt, sich ganz geschmacklos zeigen.

Durch Lesen gewinnt man Fülle des Ausdrucks und Reichthum des Gehalts; durch Unterhaltungen und Zwiegespräche wird man schlagfertig und geistig

behende; durch Niederschreiben aber und durch Zusammenstellung von Bemerkungen wird das Gelesene dem Gedächtniß eingeprägt und dringt tiefer in den Geist ein. Wer daher aus Saumseligkeit oder Unlust das Notiren nicht handhabt, der muß ein gutes Gedächtniß haben; und wer sich in Zwiegesprächen nicht übt, der muß von Natur schon geistig gewandt und rüstig sein; wer aber das Lesen und Studiren unterläßt, dem bleibt nichts anders übrig, als daß er sich eine gewisse Kunst aneignet, wodurch er das zu wissen scheint, was er nicht weiß.

Das Lesen von Geschichtswerken macht klug und umsichtig; die Lectüre der Dichter macht sinn- und geistreich; die mathematischen Wissenschaften üben den feinen Scharfblick; die Philosophie erzeugt tiefes Urtheil; die Moral begründet Ernst und Würde im Lebenswandel; die Dialektik und Rhetorik macht kampflustig und hurtig für Streitfragen. Alle Wissenschaften gehen über in Sitten und Charakter. Ja es gibt kaum irgend ein Hinderniß in dem angeborenen Verstandesmaße, das nicht durch irgend ein angemessenes wissenschaftliches Studium beseitigt und bearbeitet werden könnte, ähnlich wie auch manche körperliche Gebrechen durch körperliche Uebungen erleichtert oder gehoben werden. Das Ballspiel gilt als heilsam für Stein- und Nierenkrankheit; das Bogenschießen für

Brust und Lunge; langsames Lustwandeln für den Magen; Reiten für den Kopf u. s. w. Ebenso mag derjenige, welcher einen zerstreuten und flüchtigen Sinn hat, sich auf Mathematik verlegen; denn wenn bei mathematischen Beweisen und Rechnungen auch nur eine Kleinigkeit übersehen wird, muß wieder von vorne begonnen werden. Fehlt es einem an der Anlage, scharfe Unterschiede und Eintheilungen aufzufinden, so halte er sich an die Scholastiker, die in Dergleichen sprüchwörtlich geworden sind. Versteht es einer nicht, rasche Uebergänge zu machen und eines aus dem andern herzuleiten und als Beweis- und Erläuterungsmittel anzuwenden, so studire er die Rechtsfälle der Rechtsgelehrten. Kurz, die einzelnen Verstandesmängel finden durchgehends in den Wissenschaften die entsprechenden Heilmittel.

XXV.

Vom Reisen in fremde Länder.

Das Reisen in fremde Länder ist für jüngere Leute eine Sache der Belehrung und Bildung, für ältere eine Sache der Erfahrung. Wer in fremde Länder reiset, ohne vorher in der Sprache des Volkes, zu dem

er seinen Weg nimmt, einige Fortschritte gemacht zu haben, begibt sich gleichsam zu einer Sprachschule, nicht auf Reisen. Allerdings finde ich es angemessen, daß einem Jüngling zugleich ein Begleiter mitgegeben werde; nur muß er ein solcher sein, der die fremde Sprache völlig versteht, und das Land, wohin die Reise geht, bereits kennt und besucht hat, damit er gehörige Anleitung geben kann, was in den einzelnen Gegenden und Orten besonders werth ist, näher besehen und kennen gelernt zu werden; welche persönliche Bekanntschaften oder Freundschaften anzuknüpfen, und was für Künste und Wissenschaften und sonstige Bestrebungen daselbst in Schwung und Blüte sind. Denn sonst werden die jungen Leute gleichsam wie verkappt reisen und nach außen wenig die Blicke richten. Zu verwundern hat man sich wahrlich, daß bei Seefahrten, wo man nichts anders als Himmel und Wasser zu sehen bekommt, dennoch die Leute gewöhnlich ein Tagebuch führen, daß solches aber bei Reisen zu Lande, wo man so vielen beachtenswerthen Dingen begegnet, gar vielfach unterlassen wird, als wenn einzelne Zufälligkeiten es mehr verdienten, schriftlich aufgezeichnet zu werden, als dasjenige, was man mit Fleiß und Absicht beobachtet und kennen lernt. Man mache es sich daher zur Regel, auf Reisen ein Tagebuch zu führen.

Zu den Dingen, die man besonders anzusehen und kennen zu lernen hat, gehören: Die Fürstenhöfe, zumal wenn sie auswärtige Botschafter halten; die Gerichte und Rathsversammlungen, wenn gerade wichtige Sachen verhandelt werden, und ebenso geistliche Gerichtshöfe; dann die Kirchen und Klöster, sammt den darin befindlichen Monumenten; die Mauern und Befestigungswerke der Städte und Flecken; die Häfen und Buchten; Alterthümer und Ueberreste von alten Bauten und Gemäuern; Bibliotheken und öffentliche Schulen; Disputationen und Vorlesungen, wo deren gehalten werden; Schiffe und Fahrzeuge; Paläste; große Park- und anmuthige Garten-Anlagen, wie sie in der Nähe großer Städte sich befinden; Zeughäuser und Schiffswerfte; öffentliche Keller und Fruchtmagazine; Wechselbanken und Börsen; Waarenlager; Reit- und Fechtschulen; militärische Musterungen und Uebungen und was sonst zum Militärwesen gehört; auch das Theater, wenn es von der Art ist, daß Leute von Stand und Charakter die Schauspiele zu besuchen pflegen; auch Schatzkammern von Kleinodien und Kleidern; mancherlei Curiositäten und Raritäten; kurz alles, was an den Orten, durch welche man reiset, merkwürdig und beachtenswerth ist. Ueber alles dergleichen hat man sich bei den Begleitern und Aufsehern fleißig zu erkundigen. Was prachtvolle Aufzüge, Mas-

kenbälle, Gastmähler, Hochzeiten, Leichenbegängnisse, Hinrichtungen und dergleichen Schaustücke angeht, so ist es nicht nöthig, ihrer zu gedenken; jedoch soll man sie nicht völlig außer Acht lassen.

Um also noch einmal kurz zusammenzufassen, auf welche Weise ein Jüngling seine Reise vortheilhaft einzurichten habe und in wenig Zeit viel einsammeln kann, so möchte ich folgende Anleitung geben. Für's erste hat er sich, bevor er die Reise antritt, mit der fremden Sprache einigermaßen bekannt zu machen. Sodann werde ein Begleiter gesucht, der das Land bereits kennt und seine Sprache versteht. Zugleich nehme er aber auch eine Beschreibung und geographische Karte des Landes mit, die ihm gleichsam als Schlüssel zum Fragen und Nachforschen dient. Daneben lege er sich gleich von Anfang ein Tagebuch an. Er verweile nicht gar zu lange an einem und demselben Orte, natürlich mehr oder weniger, je nachdem es der Ort verdient. Ja, in einer und derselben Stadt wechsle man bei längerem Aufenthalte sein Quartier und beziehe ein anderes Stadtviertel. Denn dadurch erweitert man sich den Kreis der Bekanntschaften und der Menschenkenntniß. Dem Umgange mit seinen eigenen Landsleuten soll man sich so viel als möglich entziehen und an solchen Plätzen sein Essen nehmen, wo gebildete Leute des Landes ihr gemeinsames Mahl

halten. Begibt man sich von einem Orte zu einem andern, so verschaffe man sich Empfehlungsschreiben an eine angesehene Persönlichkeit daselbst, um bei derselben freundliche Beihülfe zu finden in allem, was es dort zu sehen und kennen zu lernen gibt. Dadurch wird man den Nutzen des Reisens beschleunigen und vermehren können.

Was die näheren Bekanntschaften und Verbindungen angeht, die man auf Reisen anzuknüpfen hat, so ist darunter am förderlichsten die Bekanntschaft mit den Secretären und Gehülfen der Gesandten; denn dadurch kann man, indem man ein einzelnes Land bereiset, zugleich von mehreren andern Ländern Kunde sammeln und Kenntniß gewinnen. Besuche aber mache man möglichst bei allen solchen Personen, die in irgend einem Fache ausgezeichnet sind und sich einen bedeutenden Namen erworben haben, und merke sich dabei, wie deren Gesicht, Miene, Haltung und Bewegung des Körpers mit ihrem Rufe übereinstimmen.

Zwistigkeiten und Zänkereien, wie sie namentlich bei Gelagen und Spielen vorkommen, soll man auf Reisen auf's sorgfältigste und strengste meiden. Daher soll man sich fernhalten vom Umgange mit jähzornigen Personen und solchen, die zum Widerspruch geneigt sind; denn von ihnen wird man in ihre Streitigkeiten mit hereingezogen.

Wenn der Reisende nach Hause zurückkehrt, so lasse er damit nicht auch die Gegenden völlig hinter sich, die er bereiset hat. Er unterhalte vielmehr und pflege die Freundschaft derjenigen Männer, mit welchen er näher bekannt geworden (versteht sich, der würdigeren) durch Briefwechsel. Die Nachwirkung seiner Reise aber offenbare und zeige sich in seinen Gesprächen und Unterhaltungen, und nicht etwa in Kleidung, äußerlicher Haltung und Bewegung. Auch bei seinen Gesprächen sei er mehr vorsichtig und bedenksam in dem, was er zur Mittheilung bringt, als daß er sich leicht zu Erzählungen geneigt zeige. Auch sei es gleich sichtbar an ihm, daß er seine heimatlichen Sitten nicht mit den ausländischen vertauscht, sondern vielmehr die heimatlichen Gewohnheiten mit dem, was er auf seinen Reisen gelernt, gleichsam wie mit Blumen geschmückt habe.

XXVI.

Von den Ausgaben.

Vermögen ist für Ausgaben bestimmt, Ausgaben aber nach Maßgabe der Ehre und des Ehrenhaften. Außergewöhnliche größere Ausgaben sind nach der

Würde der Gelegenheit und der jedesmaligen Sache abzumessen; denn freiwillige Entbehrung ist man zu Zeiten auch dem Vaterlande schuldig, nicht bloß dem Himmelreiche. Die gewöhnlichen regelmäßigen Ausgaben aber hat man nach dem Stande des Vermögens abzuwägen, und in solcher Weise zu regeln, daß sie nicht über die Grenzen der Einkünfte hinausgehen, nicht der Unterschlagung oder Nachlässigkeit der Dienerschaft anheim fallen, und überdies so beschränkt und geordnet werden, daß die Abrechnungen des Verausgabten sich geringer erweisen, als die anfängliche Abschätzung vorgesehen. Ja, wer keine Verminderung des Vermögens will über sich kommen lassen, der muß seine regelmäßigen Ausgaben (in sofern es seine Vermögensstellung zuläßt) so ordnen und beschränken, daß dafür nur die Hälfte seiner Einkünfte verwendet und die andere Hälfte für unvorhergesehene Fälle zurückgelegt werde. Wer aber sein Vermögen vermehren will, der möge, wenn es thunlich ist, nur den dritten Theil für den regelmäßigen Verbrauch im voraus bestimmen.

Es ist keine Schande, selbst für die vornehmsten und höchstgestellten Männer nicht, wenn sie fleißig und sorgfältig die Rechnungen nachsehen. Viele unterlassen das; nicht so sehr aus Fahrlässigkeit, als aus einem gewissen Widerwillen, um sich nicht zu ärgern,

wenn sie finden sollten, daß ihre Kasse mehr als zu viel angegriffen worden. Wunden aber lassen sich nicht heilen, wenn sie nicht zuvor untersucht worden.

Wer seinen Haushalt nicht selbst gehörig verwalten kann, dem bleibt nur übrig, daß er die Untergebenen, die er damit betraut, mit aller Vorsicht auswähle und rechtzeitig darin wechsele. Denn neue sind weniger keck und weniger durchtrieben. Wer dabei nur selten die Rechnungen nachsehen kann, der muß bei der Zusammenstellung derselben auf die ganz bestimmten sicheren Einkünfte, und ebenso auf die bestimmten laufenden Ausgaben sein Augenmerk richten, um eine Uebersicht zu gewinnen.

Wer in Einem Punkte größere Ausgaben macht, muß in einem andern zurückhaltender und mäßiger sein. Führt er z. B. eine reichliche Tafel, so sei er desto einfacher in der Kleidertracht; liebt er Pracht im Hause, so beschränke er den Pferdestall, und so in andern Dingen desgleichen. Denn wer in allen einzelnen Punkten seiner Ausgaben glänzen will, der wird einem Zusammenschrumpfen seines Vermögens schwerlich entgehen.

Ist ein Hauswesen in Verwicklung und Schulden gerathen, so kann man bei dem Bestreben, es wieder frei zu stellen, sich eben so sehr durch Uebereilung, als durch langes Hinhalten schaden. Denn übereilte

Verkäufe stellen sich oft gleich mit dem Verluste der Verzinsung. Wer aber auf einmal alles zusammen abträgt, der kommt in die Gefahr des Rückfalls; denn wenn er sich von den drückenden Nöthen befreit fühlt, so kehrt er leicht in seine frühere Art zurück. Wer sich aber stufenweise herausarbeitet, der gewöhnt sich allmählich an die Haltung der Sparsamkeit, und bessert gleichzeitig seine Sinnensart, wie sein Vermögen. Ja, wer ein in Verfall gerathenes Hauswesen wieder aufrichten will, der darf auch das Geringste nicht verachten. Und dabei ist es weniger anstößig, einzelne, wenn auch geringe Ausgaben abzuschneiden, als jedem kleinsten Gewinne nachzujagen. Insbesondere soll man vorsichtig bei dem ersten Beginne solcher Ausgaben sein, die sich fortsetzen und immer wiederkehren. Bei solchen Gelegenheiten dagegen, die sich nicht leicht wiederholen, darf man immerhin freier und stattlicher auftreten.

XXVII.

Von der Scheinweisheit.

Es ist ein bekannter Ausspruch, daß die Franzosen klüger seien, als sie scheinen, und die Spanier klüger

scheinen als sie sind. Doch wie es auch immer mit diesem Unterschiede zwischen ganzen Völkern sich verhalten mag, jedenfalls hat er bei den einzelnen Personen seine Geltung. Denn wie der Apostel sagt: „Sie haben zwar den Schein der Frömmigkeit, aber die Kraft derselben verläugnen sie“; so fehlt es nimmer an solchen, die ganz feierlich, obgleich sie bitter wenig verstehen, mit großem Anlauf ihr leeres Geschwätz zu Tage bringen. Es ist in den Augen der Verständigen wahrhaft ein lächerliches und für eine Satire geeignetes Schauspiel, solche Scheinhelden zu sehen, in wie viele Gestalten sie sich wandeln, und was für eine Art von perspectivischer Kunst sie anwenden, um auf glatter Oberfläche den Schein eines wirklichen Körpers mit allen seinen Dimensionen hervorzubringen.

Andere hinwiederum sind so geheimthuend, und so zurückhaltend, sich zu offenbaren, daß sie ihre Waaren gleichsam nur im Halbdunkel zeigen wollen und die Vorstellung zu erwecken suchen, als ob sie weit mehr durchblicken ließen, wie sie aussprächen; und obgleich sie sich selber sehr wohl bewußt sind, daß sie von den Dingen, worüber die Rede ist, gar wenig verstehen, wollen sie doch dafür gehalten werden, als ob sie ganz gut damit bekannt seien.

Andere begleiten die Reden, die sie hören, mit Mienen und Gebärden, und geben ihre Weisheit gleich-

sam in Zeichen zur Schau, wie Cicero von Piso sagt: „Du gibst deine Antwort, indem du die eine Augenbraue bis zur Stirne hinaufziehst und die andere bis zum Kinn herabdrückst und dadurch zu verstehen gibst, daß dir die Grausamkeit nicht gefalle.“

Wieder Andere meinen recht hervorzustechen, wenn sie irgend etwas Hohes, Gewichtiges aussprächen und zwar in einer gemessenen abschließenden Redeform. Daher halten sie sich nicht weiter dabei auf, sondern nehmen als völlig ausgemacht an, was sie nicht beweisen können.

Auch gibt es Andere, die bei allem, was über ihren Verstand und ihr Wissen hinausgeht, sich benehmen, als legten sie gar keinen, oder nur höchst geringen Werth darauf, weil es ohne Interesse und ohne Bedeutung sei; und so strecken sie ihre Unwissenheit wie ein scharf gefeiltes Urtheil vor.

Andere haben immer irgend eine Unterscheidung und Eintheilung bei der Hand; und indem sie meist mit Spitzfindigkeiten die Köpfe der Leute in Anspruch nehmen, schlüpfen sie an der Sache selbst vorbei. Nach solchem Muster führt Plato in seinem Protagoras ironischer Weise den Prodikus ein, indem er ihn ein ganzes Gespräch von Anfang bis zu Ende aus lauter Distinctionen und Eintheilungen zusammenflicken läßt. Im Allgemeinen halten es solche Leute bei Berathungen

gerne mit dem Neinsagen, und wissen sich dadurch wichtig zu machen, daß sie allerlei Bedenken und Schwierigkeiten aufstellen und vorhersagen. Wird nun die Vorlage gänzlich verworfen, so bleibt eben nichts weiter zu thun übrig; wird sie aber angenommen, so hat sich neue Mühewaltung darüber gehäuft. Eine solche Afterweisheit verdirbt alle Geschäfte.

Um es noch einmal kurz zu sagen: Kein dem Banquerot naher Kaufmann und kein heimlicher Verschwender sucht so viele Kunstgriffe herbei, um sich den Schein von fortdauerndem Reichthum zu geben, als jene Menschen, die aller echten Weisheit baar sind, anwenden, um sich den Schein der Weisheit zu schützen. Allerdings gelingt ihnen dieses vielfach in dem gewöhnlichen Verkehre; aber für Erledigung von Geschäfte und für Verhältnisse von Wichtigkeit hüte man sich vor ihnen; da wähle man lieber einen etwas unbeholfenen Menschen, als einen solchen widerwärtigen Formenschneider.

XXVIII.

Von der Unterhaltung in Gesprächen.

Es gibt Leute, die bei Gesprächen es mehr darauf anlegen, nach jeder beliebigen Seite hin mitsprechen und disputiren zu können, als ein gediegenes Urtheil in Ergründung der Wahrheit zu bethätigen, gleich als wenn es etwas Großes wäre, zu erfinden, was gesagt werden könne, und nicht, was verschwiegen werden müsse. Manche haben allerlei Gemeinplätze zur Hand und gewisse Themata, worin sie gleichsam zu schwelgen wissen, während sie anderweitig dürr und leer sind. Eine solche Beschränktheit erregt meistens Langeweile, und wird, wenn sie einmal durchschaut ist, geradezu lächerlich.

Die wahre Aufgabe für die Führung von Gesprächen besteht in der Gewandtheit, einen passenden Anlaß zum Reden zu bieten, und dann auch wieder ein richtiges Maß darin zu treffen und zu Anderweitigem überzugehen; denn so ist man gleichsam der Reigenführer.

Gewiß ist es gut, bei Unterhaltung und vertraulichen Gesprächen öftere Abwechselung zu treffen; die Reden über bestimmte gegenwärtige Dinge zu wechseln

mit allgemeinen, geistigen Erörterungen; die Erzählungen mit wissenschaftlichen Begründungen, Fragliches mit Positivem, Ernstes mit Scherzhaftem zu untermischen; denn es ermüdet und langweilt, wenn man gar zu lange bei einem und demselben Gegenstande haften bleibt.

Was die Scherze angeht, so sollen gewisse Dinge grundsätzlich davon ausgeschlossen bleiben, nämlich: die Religion, Staatsangelegenheiten, hochgestellte Personen, wichtige Privatverhältnisse, und alles wahrhaft Traurige und Bemitleidenswerthe. Es gibt aber Leute, die mit ihrem Geiste gleichsam zu schläferen meinen, wenn sie nicht mit irgend einem scharfen und bissigen Witze auf Jemanden einhauen können. Ein solches Benehmen muß durchaus gezügelt werden; da muß es heißen: „Schone die Peitsche, mein Sohn, und brauche behender die Zügel!“ Kurz, man muß einen Unterschied halten zwischen Gesalzenem und Beißendem. Wer eine Ader des Satirischen in sich trägt, der soll, wie er Andere furchtsam macht vor seinem Witze, auch selber Furcht fassen vor der Andern Gedächtniß.

Wer viel fragt, wird auch viel lernen und wird sich zugleich vielfach beliebt machen, besonders wenn er seine Fragen nach den Fähigkeiten und Kenntnissen des Antwortenden einrichtet; denn er wird demselben

Gelegenheit geben, sein Wissen an den Tag zu bringen; er selbst aber wird immerfort neuen Zuwachs für sein eigenes Wissen gewinnen. Es dürfen aber die Fragen nicht belästigend sein; sonst wird es zu einem Ab- und Ausfragen, wie bei einem Examinator.

Auch bei vertraulicher Unterhaltung muß der, welcher das Gespräch in würdigem Fortgang halten will, zugleich Andere zum Sprechen kommen lassen. Und wenn Personen dabei sind, welche im Sprechen vorherrschen und die ganze Zeit in Anspruch nehmen wollen, muß er es verstehen, sie kunstgrifflich zu unterbrechen und Andere zum Reden zu veranlassen, gleichsam wie Musikanten den Tanz beherrschen.

Wenn du gelegentlich deine Kenntniß über Dinge, worüber man dir Kenntniß zutraut, bescheiden zurückhältst, so wird man dir auch in andern Dingen Kenntniß beimessen, die dir nicht bekannt oder geläufig sind.

Ueber sich selbst muß man nicht leicht sprechen, und immer nur mit Besonnenheit. Ich habe Jemand gekannt, der oft ironischer Weise sich der Worte bediente: „Nun, das muß ein Ausbund von Weisheit sein; so viel hat er über sich selbst zu sprechen." Sich selber zu loben, kann kaum jemals mit Anstand geschehen, außer in einem einzigen Falle; wenn man nämlich die Tüchtigkeit eines Andern lobt und hoch

erhebt auf Grund der eigenen Erfahrung und Bestrebung nach derselben Richtung hin.

Stichelnde und durchhechelnde Reden soll man meiden; denn Gesellschaftsgespräche sollen wie ein offenes Feld sein, in welchem jeder lustwandeln mag, nicht aber wie eine Landstraße, die nach Hause führt. Ich habe zwei vornehme Herren gekannt, von welchen der eine über die Maßen zu Sticheleien geneigt, aber dabei sehr gastfrei war. Der andere dagegen konnte es nicht lassen, die Gäste von jenem ersteren auszufragen, ob nicht auf irgend Jemand eine Stichelei losgelassen worden. Und wenn es dann hieß: „Nun ja, es mag wohl so etwas vorgefallen sein," dann sagte er, weil er eifersüchtig auf Jenen war: „Ich wußte es im voraus, daß er sein gutes Essen mit schlechten Gewürzen verderben würde."

Bescheidenes und zurückhaltendes Reden ist besser als fließende Beredsamkeit, und sich in einer für die Person, mit der man spricht, angemessenen und rücksichtsvollen Weise ausdrücken, ist wirksamer, als seine Worte schmücken und nach Kunstregeln ordnen.

In zusammenhangender, wenn auch noch so geschickter Weise fortreden, ohne ein angemessenes Zwischenreden, zeigt geistige Langsamkeit; und ein Zwischensprechen ohne die Fähigkeit, die Rede fortzusetzen, verräth Beschränktheit und Mangel an gründlichem Wissen;

es ist zu vergleichen mit jenen Thieren, die im Laufen nicht viel vermögen, aber desto behender sind in ihren Wendungen und Biegungen.

Seine Rede mit allzuviel Nebendingen umkleiden, ehe man zur Sache selber kommt, macht Ueberdruß; dagegen gar keine näheren Umstände anfügen, hat etwas Abgebrochenes und Ungefälliges.

XXIX.

Von den Höflichkeitsformen und dem feinen Anstand.

Wer sich in seinem Benehmen ganz und lediglich nach seiner Persönlichkeit geben will, der muß nach meiner Ansicht einen hohen Grad von Tüchtigkeit und Vorzügen besitzen; gleichwie ein Edelstein, der ohne alle Verzierung eingefaßt werden soll, zu den reinsten und hellsten gehören muß. Bei genauer Beobachtung aber erkennt man bald, daß es mit dem Lob und Beifall ähnlich geht, wie mit dem Gewinn, wobei das Sprüchwort gilt: „Kleine Gewinne machen schwere Beutel"; denn kleine Gewinne stellen sich wiederholt ein, während größere sich nur selten bieten. So ist es auch durchaus wahr, daß viele kleine Vorzüge es

zu großem Lobe bringen, weil sie anhaltend zu Tage treten und darum den Leuten in's Gesicht fallen, während umgekehrt zur Erweisung irgend einer ausgezeichneten Tüchtigkeit sich nur selten Gelegenheit findet. Daher hilft es sehr zu Ruf und Ansehen und kann, wie die Königin Isabella von Castilien zu sagen pflegte, als ein stets zur Hand stehendes Empfehlungsschreiben betrachtet werden, wenn sich einer mit feinem Anstand zu benehmen weiß.

Um sich ein solches Benehmen anzueignen, bedarf es in Wahrheit nichts weiter, als daß man es nicht gleichgültig verschmähet; denn alsdann wird man es schon in dem Benehmen Anderer fleißig beobachten; im Uebrigen darf man nur nicht zu ängstlich sein und kein Mißtrauen in sich selber setzen. Denn gerade wenn man zu viel Mühe darauf verwendet, verliert es an seinem Werthe, weil dieser gerade darin fußet, daß das Benehmen als ein natürliches erscheint, und durchaus nicht als ein affectirtes sich herausstellt. Bei Manchen sind nämlich die Mienen und Gebärden und Bewegungen und alle die andern Aeußerlichkeiten mit Versen zu vergleichen, worin jede einzelne Silbe abgemessen wird. Wie wird aber der sich zu Großem erheben, der sich so kleinen Dingen unterwirft?

Den feinen Anstand im Benehmen gegen Andere gar nicht zu beachten, ist ebenso viel, als Anleitung

geben, daß man den Anstand auch gegen uns nicht beobachtet; und dadurch erniedrigen wir uns doch selber. Insbesondere hat man sich zu hüten, daß man nicht gegen diejenigen, mit denen man nicht in vertrauterem Umgange steht, das feinere Benehmen fallen lasse, sowie auch denjenigen gegenüber, die leicht empfindlich und mißstimmt sind. Geht man aber zu weit darin und bedient man sich, wie das Manchen eigen ist, übertriebener Redeform, so wird das nicht nur höchst lästig, sondern beeinträchtigt auch völlig den Zweck und den Eindruck dessen, was gesagt wird. Es gibt ohne Zweifel selbst bei den Worten der gewöhnlichen Verkehrsformen eine gewisse Art der Feinheit, die sofort anzieht und wundersam besticht, und die daher von großem Vortheil sein kann, wenn einer so recht den Weg darin zu finden weiß.

Bei seines Gleichen hat man nicht sonderlich nöthig, sich der Vertraulichkeit zu befleißigen; darum halte lieber ein wenig zurück und schütze dich in deiner Würde. Aber bei Geringeren wird es dir nicht leicht an Ehrerbietung mangeln; deshalb ist es nicht unschicklich, sich unter solchen recht herzlich und gewissermaßen vertraulich zu verhalten.

Wer in irgend einer Rede oder Sache zu viel thut, so daß er es bis zur Uebersättigung treibt, vermindert in demselben Grade seine eigene Geltung. Sich andern

anschließen und nach ihnen richten, ist gut; nur geschehe es immer in einer Weise, daß es nicht als Leichtfertigkeit, sondern als Freundlichkeit und Höflichkeit angesehen werde.

Auch das ist eine Regel, die man nicht unbeachtet lassen soll, daß man, wenn man in die Meinung eines Andern eingeht, immer noch etwas von seinem Eigenen hinzufüge. Wenn man z. B. irgend einer Ansicht desselben zustimmen will, so geschehe das nicht anders als mit einer gewissen näheren Bestimmung und Unterscheidung. Oder, es dünkt dir gut, seinem Rathe zu folgen und ihn zu ergreifen, so suche noch irgend eine neue Begründung beizubringen, um deren willen du auf seine Seite zu treten dich veranlaßt fühlest.

Vor allem aber hüte dich, daß du nicht wie ein Lehrmeister in den Höflichkeitsformen betrachtet wirst. Denn wenn das geschieht, so magst du noch so sehr durch wahren Vorzug dich auszeichnen, du wirst dennoch, zum Abbruch für deinen Namen, bei Neidischen nur der Höfling und Affectirte heißen. Auch für die Geschäfte und die Angelegenheiten selbst ist es nachtheilig, wenn man die Förmlichkeiten übertreibt und zu ängstlich die Gelegenheiten und Zeiten abmisset. Salomon sagt: „Wer den Wind beobachtet, säet nicht; und wer nach den Wolken schauet, wird nicht ärnten."

Wer klug ist, wird sich mehr Gelegenheiten selbst schaffen, als ihrer finden. Mit dem Aeußerlichen in Sitten und Benehmen soll es wie mit den Kleidern gehalten werden; es sollen dieselben nicht zu scharf anschließen und den Körper beengen, sondern eine gewisse Freiheit belassen für jede Art der Bewegung und Haltung.

XXX.

Vom Fortschritt im Guten.

Für die Uebungen des Geistes lassen sich ebenso wie für die körperlichen Uebungen gar manche Regeln aufstellen, wie man dieselben am vernünftigsten einzurichten habe. Von den ersteren wollen wir hier einige näher erörtern.

An die Spitze stellen wir die Regel, daß man sich gleich anfangs ebenso vor allzu großen, wie vor allzu geringen Aufgaben und Vorsätzen hüte, sondern sich an das halte, was zunächst erforderlich ist. Denn wenn eine zu schwere Last auferlegt wird, so wird bei einer geringeren Beschäftigung der frische Muth und die freudige Hoffnung abgestumpft werden; und bei einem Geiste voll Selbstvertrauens wird es zu einer Einbildung kommen, worin er sich mehr verspricht, als er in

Wirklichkeit leisten kann, was alsdann sorglose Nachlässigkeit mit sich bringt. Bei beiden Naturen aber wird die Folge sein, daß die wirkliche Leistung der Erwartung nicht entspricht; und das zieht immer Entmuthigung und Verwirrung nach sich. Sind die Aufgaben aber anderseits zu leicht, so bringt das für die Gesammtheit des Fortschrittes einen großen Verlust.

Eine zweite Regel wird sein, daß man für die Uebung irgend einer Fähigkeit, um sie zu einer bleibenden Eigenschaft und Fertigkeit zu machen, hauptsächlich zwei Zeiten wohl in Acht nehme; nämlich die eine Zeit, wann der Geist auf's beste, und die andere, wann er am wenigsten für die Uebung gestimmt ist, damit man bei der ersteren einen recht weiten Vorsprung des Weges gewinne, und bei der andern durch gesteigerte Anstrengung die vorkommenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden lerne; dann werden die Zwischenzeiten einen desto leichteren und ruhigeren Fortgang haben.

Als dritte Regel wollen wir diejenige nehmen, auf welche Aristoteles gelegentlich hinweiset, wo er sagt, daß man mit allen Kräften (jedoch nicht bis zum Verkehrten) nach dem Gegentheile dessen hinstreben solle, wozu man von der Natur am meisten hingetrieben werde; ähnlich wie man einer reißenden Strö-

mung entgegenrudert, oder einen krummen Stab, um ihn gerade zu machen, nach der entgegengesetzten Seite hinbiegt.

Die vierte Regel fußet auf einem durchaus wahren und anerkannten Grundsatze, nämlich darauf, daß der Geist zu allem, was es auch sein mag, um so erfolgreicher und freudiger hingezogen werde, wenn das eigentliche Ziel nicht immer als Hauptsache vor Augen gestellt, sondern gleichsam unter der Hand zwischen scheinbaren Nebenbeschäftigungen erreicht wird. Denn das liegt nun einmal in der Natur, daß ihr aller Zwang und gewaltsame Beherrschung zuwider ist.

Noch viele andere Mittel gibt es, die auf's vortheilhafteste angewendet werden können, um eine Fähigkeit zu einer eigentlichen Gewohnheit heranzubilden. Denn die Gewohnheit, wenn man sie in verständiger und richtiger Weise einpflanzt, wird, wie das Sprüchwort sagt, zu einer zweiten Natur. Läßt man sie aber in unüberlegter und mehr zufälliger Weise aufkommen, so wird sie nur ein Affe der Natur, und ihr Nachahmen wird nichts Lebensvolles, sondern nur Unbeholfenes und Ungestaltetes an sich tragen.

Ebenso läßt sich Vieles über Lectüre von Büchern und über wissenschaftliche Studien hinsichtlich ihres wirksamen Einflusses auf Sitten- und Charakterbildung sagen. Und es fehlt nicht an mancherlei Regeln

und heilsamen Rathschlägen, die darauf Bezug haben. Ist doch sogar die Poesie schon von Jemand im Eifer des Unmuthes ein „Teufelswein" genannt worden, weil sie so viele Anfechtungen, Begierden und leere Vorstellungen errege! Und gewiß ist es ein sehr treffender und höchst beachtenswerther Ausspruch des Aristoteles, daß junge Leute keine geeignete Zuhörer für philosophische Moraltheorie seien; eben weil bei ihnen das Gewoge der Affecte und Leidenschaften sich noch nicht gelegt und durch die Zeit und die Erfahrung noch nicht zur Ruhe gebracht worden.

Noch weniger aber, als für Moralphilosophie, sind junge Leute für Politik und Staatswissenschaft befähigte Zuhörer, wenn sie nicht zuvor in die Religion eingeführt worden und einen gründlichen Unterricht der Sitten- und Pflichtenlehre in sich aufgenommen haben. Denn sonst könnten sie leicht in ihrem Urtheil verschroben und irregeleitet werden und zu der Meinung gelangen, es gebe in der Politik keinen wahren und wesentlichen moralischen Unterschied in den Handlungen, sondern Alles müsse nach dem Nutzen und nach dem Erfolg abgemessen werden. Sagt doch ein Dichter: „Ein Verbrechen mit günstigem und glücklichem Erfolge wird Tugend genannt"; und an einer andern Stelle: „Dieser hat durch seinen Frevel das Kreuz erlangt, ein Anderer das Diadem."

So etwas wird freilich bei Dichtern mehr satirisch und im Unmuth ausgesprochen; aber es gibt auch wohl politische Schriften, worin dergleichen im Ernst und mit Zustimmung gelegentlich vorgebracht wird. Hat es doch dem Macchiavelli beliebt, den Ausspruch zu thun: „Wenn es sich gefügt hätte, daß Cäsar im Kriege besiegt worden wäre, so würde er noch verhaßter gewesen sein, als Catilina"; gleich als wenn, außer dem einzigen Glück, kein weiterer Unterschied gewesen wäre zwischen einer aus Wollust und Blut zusammengebackenen Furie und einem hocherhabenen Geiste, an dem die Menschen, wenn nicht zugleich Ehrgeiz damit verbunden gewesen wäre, nur mit Bewunderung hinaufzublicken hätten. Aber daraus sehen wir auch, wie nothwendig es ist, zuvor die religiösen und moralischen Wissenschaften mit vollen Zügen in sich aufzunehmen, ehe man die Politik kostet. Und wenn es wahr ist, daß Diejenigen, welche, wie man sagt, von Kindsbeinen an nur an Fürstenhöfen und zwischen Staatsangelegenheiten aufgewachsen sind, fast nie eine ganz lautere und wahrhaft innerliche Gewissenhaftigkeit bewahren, um wie viel weniger, wenn dazu auch noch die Anleitung von Büchern und Wissenschaft sich gesellet! Und ist nicht selbst bei manchen Schriften, welche sich mit Moralsätzen befassen, oft die größte Vorsicht anzuwenden, daß sie nicht

eigensinnig, arrogant und unverträglich machen? Cicero sagt von Cato: „All' dieses Gute, was wir an ihm sahen, so Göttliches und Außerordentliches, hatte er ganz als sein Eigenthum aus sich selbst; dagegen das, was wir zuweilen an ihm vermissen und anders wünschen, kam nicht von seiner Natur, sondern von seinen Lehrmeistern." Es läßt sich noch Vieles darüber sagen; aber jedenfalls bleibt es wahr, daß die Studien in Sitten übergehen und daher mit größter Vorsicht überwacht werden müssen.

Uebrigens gibt es noch eine besondere Art von Charakter- und Herzensbildung, die mit mehr Sorgfalt und Mühe verbunden scheint, als die übrigen Regeln. Sie beruhet auf der anerkannten Wahrheit, daß bei allen Menschen zu gewissen Zeiten der innere Zustand in größerer Vollkommenheit, und zu andern Zeiten in einer Art von Verschlimmerung sich zeiget. Da gilt es nun, daß jene guten Zeiten recht gehegt und gepflegt, die verkehrten aber gleichsam aus dem Jahrbuche getilgt und ausgemerzt werden. Die Befestigung der guten Zeiten kann auf zweifache Weise geschehen; erstens durch Gelübde oder wenigstens ganz bestimmte feste Vorsätze, und zweitens durch freiwillige Selbstbeschränkungen und strenge Uebungen, die nicht so sehr durch sich selbst etwas gelten sollen, als das Gemüth beständig in Gehorsam und Pflichtgefühl

halten. Die Ausmerzung der bösen Zeiten kann gleichfalls auf doppelte Weise vollzogen werden; erstens durch irgend eine bestimmte Sühne oder Genugthuung für das Vergangene, und zweitens durch neue Regelung des Lebens, gleich als ob man wieder von vorne beginne. Doch damit greifen wir, wie es scheint, völlig in's Gebiet der Religion über; aber das ist auch nicht zu verwundern, da die wahre und echte Moralphilosophie nur die Stelle einer Magd gegenüber der Theologie zu vertreten hat.

Und so wollen wir denn zum Abschluß dieses Theiles noch dasjenige Mittel aufstellen, welches vor allen andern in kürzester Fassung den wesentlichsten Inbegriff bietet, und doch auch wieder das edelste und wirksamste ist, um den Geist zur Tugend heranzubilden und in einen der Vollkommenheit möglichst nahen Stand zu setzen. Dieses Mittel besteht darin, daß wir für all' unser Leben und Handeln würdige und mit der Tugend übereinstimmende Ziele und Zwecke auswählen und uns selber vorsetzen, die jedoch von der Art sein müssen, daß wir eine ausreichende Fähigkeit in uns besitzen, dieselben zu erreichen. Denn wenn diese beiden Stücke vereinigt sind, daß nämlich die Zwecke des Handelns edel und gut sind, und zugleich der Entschluß, dieselben zu erstreben und zu erreichen, fest und beharrlich bleibt, so wird sich

alsbald zeigen, daß das Herz sich gleichmäßig auf einem und demselben Wege zu allen Tugenden hinwendet und geschickt macht. Ein solches Verfahren ist aber auch ganz übereinstimmend mit dem Verhalten der Natur selbst, während die übrigen Verfahrungsmittel gleichsam nur wie Handarbeiten sind. Der Bildhauer, wenn er ein Bildniß meißelt, kann immer nur die Gestalt desjenigen Theiles bilden, womit seine Hand gerade beschäftigt ist, nicht aber gleichzeitig auch die Gestalt der übrigen Theile. Wenn er z. B. das Gesicht ausarbeitet, bleibt der übrige Leib noch ein roher, unförmlicher Stein, bis er mit seiner Kunst auch zu diesem fortschreitet. Die Natur dagegen, wenn sie es auf eine Blume oder ein lebendiges Wesen abgesehen hat, wird gleichzeitig die Anfänge aller Theile hervorbringen und weiterbilden. In gleicher Weise werden wir, insofern wir uns die einzelnen Tugenden durch Uebung aneignen wollen, immer nur gleich dem Künstler theilweise fortschreiten, werden z. B. wenig Fortschritt machen zur Tapferkeit, während wir uns auf die Tugend der Mäßigkeit verlegen. Wenn wir aber edlen und guten Endzielen uns völlig hingegeben und gleichsam geweihet haben, so werden wir zu jeglicher Tugend, die uns für jene Endziele als empfehlenswerth oder nothwendig erscheint, uns als längst schon geneigt finden, und im

Voraus gerüstet und zubereitet sein, um dieselbe mit Eifer zu erstreben und in uns auszuprägen.

Und das möchte denn wohl jener Zustand des Herzens sein, den schon Aristoteles andeutet, indem er ihn nicht mehr mit dem Namen Tugend, sondern als eine gewisse Göttlichkeit bezeichnet. Seine Worte sind diese: „Der Unmenschlichkeit aber hat man füglich jene heroische oder göttliche Tugend gegenüber zu stellen, die über die Menschlichkeit hinaus geht", und dann gleich darauf weiter: „Denn wie das Thier keine Tugend und kein Laster hat, so auch Gott nicht; sondern dieser Standpunkt ist etwas Höheres als die Tugend, wie der thierische etwas ganz Anderes als Laster ist." Plinius der Jüngere hat eine ähnliche Auffassung, indem er, freilich mit der Maßlosigkeit heidnischer Großsprecherei, die Tugend des Trajanus nicht etwa als ein Nachbild der göttlichen, sondern als ein Vorbild derselben aufstellt, indem er sagt, es brauchten die Menschen keine anderen Gebete an die Götter zu richten, als daß dieselben gegen die Sterblichen sich als eben so gütige und gnädige Herren erweisen möchten, wie Trajan sich erwiesen hätte.

Doch, wie gesagt, es trägt dieser Ausspruch die Großsprecherei der Heiden an sich, die nach verlängerten, über das Maß des wirklichen Gegenstandes hinausgehenden Schattenbildern griffen, während die

wahre Religion des heiligen christlichen Glaubens die Sache selbst in's Auge fasset, indem sie den Herzen der Menschen die Liebe einprägt, welche mit Recht das Band der Vollkommenheit genannt wird, weil sie alle Tugenden gleichmäßig in sich vereinigt und befestigt. Der Dichter Menander sagt schon von der irdischen Liebe, daß sie besser als alle Moral- und Lehrsätze der Sophisten die Sitten der Menschen bilde und die gesammte Haltung in einen edleren Anstand bringe. Um wie viel mehr wird die göttliche Liebe, wenn das Herz davon entzündet ist, den Menschen zu höherer Vollkommenheit emporheben, höher als es irgend eine Moraldoctrin vermag. Alle anderen menschlichen Begabungen, die wir bewundern, sind, während sie die Natur erhöhen, zugleich der Gefahr unterworfen, in's Uebermaß auszuschreiten; nur die Liebe erleidet keine Ausschreitung. Als die Engel nach göttlicher Macht verlangten: „Ich will hinaufsteigen und werde Gott gleich sein", wurden sie Uebertreter und sind gestürzt. Als der Mensch nach göttlichem Wissen verlangte: „Ihr werdet wie Götter sein, erkennend das Gute und Böse", wurde er ein Uebertreter und ist gefallen. Aber durch das Verlangen, der göttlichen Güte und Liebe ähnlich zu sein, ist kein Engel und kein Mensch jemals in Gefahr gekommen, noch wird er jemals hineinkommen. Ja, wir werden zu dieser göttlichen Ver-

ähnlichung geradezu eingeladen und aufgefordert mit den Worten: „Liebet eure Feinde; thut Gutes denen, die euch hassen; und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne aufgehen läßt über die Guten und die Bösen, und Regen gibt über Gerechte und Ungerechte.“ Selbst die heidnische Religion gibt dem obersten Träger der göttlichen Natur die Bezeichnung „der Beste, Höchste“ (Optimus, Maximus); die heilige Schrift aber verkündet das Wort: „Seine Barmherzigkeit geht über alle seine Werke.“

---

sowie auch von jedem Elementarlehrer nur mit Nutzen gelesen.

(Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.)

Zum Lobe dieser Reden noch etwas sagen zu wollen, hieße nur Worte verlieren, da ja Bone durch eine Reihe praktischer Lehrbücher bekannt genug ist. Die Wahl des Titels: „Gedenkblätter für Schule und Leben" ist gerechtfertigt, da die Reden in ihrer Gesammtheit nicht einseitig blos den Schüler, sondern den ganzen Menschen in's Auge fassen.

(Neue Tiroler Stimmen.)

Wir möchten dieses herrliche Werkchen in den Händen aller Eltern sehen, welche dem Gymnasium ihre Söhne zuführen, und in den Händen aller Abiturienten. Jene belehrt es, in welchem Verhältniß das Haus zur Schule stehen muß, damit Erziehung und Unterricht blühen und gedeihen; diesen zeigt es die leuchtenden Sterne, welche über die bewegte und schwankende Woge des Studentenlebens sicher und wohlbehalten in den Hafen der amtlichen Wirksamkeit führen. Das Buch enthält zugleich die trefflichsten Rathschläge und Winke für den Erzieher.

(Eichsfelder Volksblätter.)

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

Bacon, Francis,

Aus der Staats-Lebensweisheit des Baco von Verulam aus dessen Schrift ' Fideles Sermones' etc

Freiburg 1877